

Universitätsbibliothek Wuppertal

Grundfragen der Homerkritik

Cauer, Paul

Leipzig, 1923

5. Erste Niederschrift

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-5305](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-5305)

FÜNFTES KAPITEL

ERSTE NIEDERSCHRIFT

I

Von einem Fehler, der in der Zeit der ungelehrten schriftlichen Überlieferung mehrfach in den Text gekommen sei, sprechen auch die Alexandriner: von der falschen Umschrift aus dem älteren Alphabet. In Athen wurde bekanntlich im Jahre 403 vor Chr. die ionische Schreibweise eingeführt, nach welcher η und ω durch Η und Ω, unechtes ει, ου durch ΕΙ, ΟΥ bezeichnet wurden, nachdem bis dahin in dem offiziellen attischen Alphabet ε, η, unechtes ει, andererseits ο, ω, unechtes ου nur je ein Zeichen gehabt hatten. Athen war schon im 5. Jahrhundert der Mittelpunkt des geistigen und literarischen Lebens; in die schriftliche Überlieferung Homers sollte außerdem Peisistratos bestimmend eingegriffen haben: also konnte es ganz glaublich erscheinen, daß wenigstens ein Teil der Handschriften, welche die Alexandriner zur Vergleichung hatten, aus alten athenischen Exemplaren abgeschrieben war und daß bei dieser Gelegenheit Irrtümer in bezug auf η und ω vorgekommen waren. In den Scholien findet sich dieses Erklärungsprinzip mehrfach angewandt. H 238 haben fast alle Handschriften βῶν mit Aristarch, wenige βούν mit Aristophanes. Über die Lesart der beiden Alexandriner belehren uns A und TV aus Didymos; und TV bemerkt dazu: ἐν τοῖς παλαιοῖς ἐγγράπτῳ BON, ὅπερ οὐκ ἐνόησαν οἱ διορθῶνται. Ludwicks Zweifel, ob auch dieser Zusatz aus Didymos geschöpft sei, entbehrt einer greifbaren Begründung. — Ξ 241 hat der Venetus A ἐπίσχοιες, der syrische Palimpsest ΕΠΙΣΧΟΙΑΣ, sonst unsere Handschriften fast alle ἐπισχοίης. Im Altertum scheint ἐπίσχοιες die herrschende Lesart gewesen zu sein. So schrieb Herodian, und erklärte die Form entweder durch πλεονασµὸς τοῦ ε aus ἐπίσχοις oder durch συστολή aus ἐπισχοίης. Wir wissen dies aus einem venetianischen Scholion. Ein anderes Scholion A sagt: τῷ ἐπίσχοιμι ἀκόλουθόν ἐστι τὸ ἐπίσχοις, τῷ δὲ ἐπισχοίην τὸ ἐπισχοίης. καὶ ἴσως ἔδει οὕτως ἔχειν, παρεφθάρη δὲ ὑπὸ τῶν μεταχαρακτηρισάντων. Auch diese Nachricht hält Ludwig nicht für didymeisch. Die Konjektur, daß ἐπισχοίης statt

ἐπίσχοιες zu schreiben sei, führt der Scholiast auf Alexander von Kotyäon, einen Lehrer des Mark Aurel zurück; sie ist also wirklich viel jünger als Didymos. — Λ 104 schrieb Zenodot ὃν ποτ' Ἀχιλλεύς anstatt ὡ ποτ' Ἀχιλλεύς. Aristonikos bemerkt dazu: μήποτε πεπλάνηται γεγραμμένου τοῦ ο ὑπ' ἀρχαϊκῆς σημασίας ἀντὶ τοῦ ω, προσθεῖς τὸ ν. Hier erkennt denn auch Ludwig (AHT. II 421) an, daß die Berufung auf das alte Alphabet von Aristarch herrühre; aber es sei eine bloße Hypothese gewesen, nirgends sei zu erkennen, daß einem der alexandrinischen Kritiker ein in altattischem Alphabet geschriebener Text vorgelegen habe. Nun, unser Respekt für diese Kritiker wird nur erhöht, wenn sie es vermocht haben auf innere Gründe einen so wichtigen Satz zu bauen¹⁾. Übrigens gibt es zu denken, daß in diesem Satze Krates mit ihnen übereinstimmte. Zu Φ 363 empfahlen (nach den Genfer Scholien) Peisistratos von Ephesos und Hermogenes die Korrektur μελδομένου (mit σιάλοιο zu verbinden) anstatt μελδόμενος (zu λέβης), und leiteten den Fehler aus der Übertragung in das jüngere Alphabet ab: γραφομένου »κνίση μελδομενο« καὶ οὐ προσκειμένου τοῦ υ ὁ μεταγράφων εἰς τὴν νῦν γραμματικὴν οὐκ ἐνόησεν, ὅτι »μελδομένου« ἦν, ἀλλ' ἄνευ τοῦ υ ἀναγινώσκων ἀδιανόητον ἡγεῖτο καὶ ἡμαρτημένον εἶναι, διόπερ προσέθηκε ἀντὶ τοῦ υ τὸ σ »μελδόμενος« ποιήσας. γράφεται οὖν ὁ λέβης τηκόμενος ἀντὶ τοῦ »ἀπαλοτρεφέος σιάλοιο«. Aus dem Kommentar des Ammonios (Pap. Oxyrh. 221 Kol. 17, 30ff.) wissen wir jetzt, daß Korrektur und Begründung auf Krates zurückgehen: Κράτη[ς ἐν . . . δ]ιορθωτικῶν γραφομέ[νου] »μελδον« (lies: μελδομενο) φησὶ ἀντὶ τοῦ »μελδομέ[νου]« διὰ τὸ τοὺς ἀρχαίους [τῷ ο τ]ὸ υ μὴ προστιθέναι ἀγν[οήσαντά τινα . . .]. Das sieht doch sehr so aus, als sei der Alphabetwechsel für den Homertext nicht erst erschlossen worden sondern als Tatsache bekannt gewesen.

Neuere Gelehrte haben ihn als Erklärungsprinzip wieder aufgenommen. Eine Fülle sorgfältig beurteilter Beispiele findet man bei Jacob Wackernagel zusammengestellt in dem Aufsatz über die Zerdehnung, Bzb. Btr. IV S. 265 ff. Er führt u. a. die Verwandlung von ἐργάζετο in εἰργάζετο, εἶδεα in ἦδεα, εἰοίκει in ἐψκει, ἦος τῆος in ἔως τέως, τεθνηώς στήμεν ἦται in τεθνεώς στείομεν auf die Umschrift aus dem alten Alphabet zurück. Gegen dieses Verfahren wandte sich lebhaft Wilamowitz in einem besonderen Kapitel seiner »Homerischen Untersuchungen« (1884), und wieder in der »Einleitung in die griech. Tragödie« (1907 = Herakles I, 1889) S. 125. In der völligen Ablehnung dieser Erklärungsweise stimmt er mit Arthur Ludwig überein, der ebenfalls einen eigenen Paragraphen (AHT.

¹⁾ Die antiken Zeugnisse für diese Theorie gibt vollständig Rudolf Herzog: Die Umschrift der älteren griechischen Literatur in das ionische Alphabet (Basel 1912) S. 31 f. Darunter sind acht aus den Homerscholien (noch Φ 127. α 52. 254. 275).

II 45) den μεταχαρκτηρίσαντες gewidmet hat. Die Gründe beider Gelehrten sind aber nur zum Teil dieselben.

1. An der Spitze steht eine chronologische Erwägung. In Euripides' Theseus wird der Name des Helden von einem des Schreibens unkundigen Hirten beschrieben (fr. 385); dabei heißt es:

τὸ δεύτερον δὲ πρῶτα μὲν γραμμαὶ δύο,
ταύτας διείργει δ' ἐν μέσοις ἄλλη μία.

Daraus schloß Kirchhoff (Alph.⁴ 92 f.), daß das ionische Alphabet »im Privatgebrauch« der Athener »schon seit den Perserkriegen Verwendung zu finden angefangen hatte«. Ludwig (S. 425) und Wilamowitz (HU. 305) erinnerten weiter daran, daß auf attischen Inschriften seit der Mitte des 5. Jahrhunderts ionische Zeichen vorkommen, in dem letzten Jahrzehnt vor 403 sogar schon sehr häufig. Wilamowitz nahm an, daß wie Euripides so auch Sophokles und, nach den durch Köhler (Athen. Mitteil. X 359 ff.) erschlossenen Tatsachen²⁾, Äschylos nicht mehr attisch geschrieben, sondern sich des ionischen Alphabetes bedient habe. Eine Bestätigung dieses Resultates glaubte Kretschmer³⁾ auf einer Schale des Duris (vor 480) zu finden, wo in einer Schulszene der Lehrer eine Papierrolle in der Hand hält, auf der zu lesen steht: μοισαμοι | αφισκαμανδρον | ευρωναρχομαι | αεωδεν, d. i.: Μοῖσά μοι ἀμφὶ Σκάμανδρον ἑύρρουν ἄρχομ' αἰεῖδεν. In diesem Verse, der aus Reminiszenzen sinnlos zusammengestückt ist, steht ein Ω; daraus folgerte Kretschmer, daß in Athen auch nichtionische Literaturwerke (darauf weist μοῖσα hin) schon zu Duris' Zeit in ionischem Alphabet niedergeschrieben wurden.

Gegen die Beweiskraft dieses vereinzelt Falles mußte zunächst doch der Umstand Bedenken erwecken, daß das Ω hier den kontrahierten Laut ou bezeichnet, also falsch verwendet ist; diesem Umstand hat Kretschmer auch neuerdings (Glotta VI [1914] S. 283) keine Beachtung geschenkt. Dann aber hat Rudolf Herzog in der soeben erwähnten Studie (S. 14 ff.) alle literarischen Zitate auf attischen Vasenbildern des fünften Jahrhunderts zusammengestellt, über ein Dutzend, und in allen mit einer Ausnahme die alte Orthographie gefunden. Versteile wie ὠδέ ποτ' ἐν Τίρυνθι, ὦ παίδων κάλλιστε, φασὶν ἀληθῆ ταῦτα sind mit O und E, der

2) An der angeführten Stelle hat Köhler (1885) »die attischen Grabsteine des 5. Jahrhunderts« in bezug auf die Entwicklung des Alphabetes und der Schriftformen untersucht. Dabei ist er zu dem Ergebnis gekommen (S. 378): »daß das ionische Alphabet in Athen »um die Mitte des 5. Jahrhunderts für private Aufzeichnungen auf Stein verwandt worden ist; es kann nicht wohl anders gedacht werden, als daß es in den literarisch gebildeten »und tätigen Kreisen schon in der vorhergehenden Epoche im Gebrauch gewesen ist«.

3) Kretschmer, Die griechischen Vaseninschriften ihrer Sprache nach untersucht (1894), Nr. 87.

erste auch mit H als Zeichen des Hauches geschrieben. Auf einer von Jacobsthal veröffentlichten Schale (Göttinger Vasen, 1912) stehen, als von einem singenden Zecher gesprochen, die Worte $\omega \delta \iota \alpha \tau \eta \varsigma \theta \upsilon \rho \iota \delta \omicron \varsigma$, worin Wilamowitz den Anfang eines Liedes der Praxilla (fr. 5) erkannt hat; auch hier bezeichnen O und E die langen Vokale, um 450 (nach Jacobsthals begründeter Datierung). Nur auf einer von ihrem ersten Herausgeber Comparetti ins letzte Jahrzehnt des 5. Jahrhunderts gesetzten Hydria (bei Kretschmer Nr. 68) herrscht ionische Schreibweise, und zwar nicht bloß in einem Zitat ($\eta \epsilon \rho \iota \omega \nu \epsilon \pi \acute{\epsilon} \omega \nu \alpha \rho \chi \omicron \mu \alpha \iota$), sondern nun auch in den beigeschriebenen Namen. — Aus dem allen geht wohl hervor, daß Köhler und Wilamowitz aus einem Teile des Materiales etwas allzu sichere Schlüsse gezogen hatten; aber Herzog geht nach der anderen Seite zu weit, wenn er annimmt (S. 30. 36.), daß auch in den literarischen Gebrauch, wie in den amtlichen, das ionische Alphabet erst durch den Volksbeschluß des Archinos im Jahre 403 eingeführt worden, als Zeitalter der Umschrift also die erste Hälfte des vierten Jahrhunderts anzusehen sei. Dem Zeugnis des Euripides meint er durch die Vermutung gerecht zu werden, daß in dieser Demonstration des Namens $\Theta \eta \varsigma \epsilon \upsilon \varsigma$ in ionischem Alphabet eine Tendenz gelegen habe, »eben die Propaganda für das neue, noch nicht geltende Alphabet«. So interessant dieser Gedanke ausgeführt wird (S. 26 ff.), so fehlt es ihm doch an rechter Überzeugungskraft. Und wenn wir selbst bereit wären dem Dichter solche Absicht zuzuschreiben, so würde doch die Tatsache bestehen bleiben, daß sich, abgesehen von der konservativen Haltung der Behörden, der Übergang zum ionischen Alphabet in Athen während des 5. Jahrhunderts vor unseren Augen vollzieht. Innerhalb dieser Periode muß es also auch geschehen sein, daß die homerischen Gedichte aus der älteren Schreibweise in die neue übertragen wurden. Wer beweisen wollte, daß solche Übertragung niemals erfolgt sei, müßte glaublich machen, daß auch schon im sechsten Jahrhundert, zur Zeit des Peisistratos und Solon, in Athen für literarische Texte das ionische Alphabet in Gebrauch gewesen sei.

2. Ein zweites Bedenken gegen die Erklärung gewisser Fehler aus falscher Umschrift findet Wilamowitz in der inneren Unmöglichkeit des angenommenen Herganges. »Gesetzt auch«, so schreibt er HU. 305 f., »es hat eine Umschrift irgendwo stattgefunden, meinethalben beim »Homer, so ist es eine bare Gedankenlosigkeit, wenn diese Gelegenheit »zu einer Quelle von Fehlern gemacht wird. — — Wenn ein Volk eines »Tages eine Änderung in der Orthographie vornimmt, die noch dazu »sorgfältigere Bezeichnung von Lauten bezweckt, die schon vorher »ebenso im Munde differierten wie sie sich nun auch dem Auge darstellen

»sollten, so ist gar nicht auszudenken, wieso gerade dabei die Leute »Fehler machen sollten. Wenn man vorher $\epsilon\upsilon\delta\epsilon\omicron\iota\kappa\omicron\varsigma\iota$ schrieb und doch »unterschied, ob es $\eta\nu\delta'$ $\epsilon\omicron\iota\kappa\omicron\varsigma\iota$ oder $\eta\nu\delta\epsilon$ $\omicron\iota\kappa\omega\varsigma\iota$ oder $\epsilon\nu\delta\epsilon$ $\omicron\iota\kappa\omicron\upsilon\varsigma\iota$ heißen sollte: wie kam man plötzlich dazu sich zu versehen, weil man's »nun gemäß der Aussprache verschieden schrieb?« Ja wie kam man dazu? Wie kommen unsere Kinder in der Schule dazu, orthographische Fehler zu machen, *ie* und *i*, *ß* und *ff* zu verwechseln, obwohl *dienen* und *binden*, *Füße* und *Flüsse* verschieden gesprochen werden? Der größte Teil der Schwierigkeiten, die beim Erlernen der Orthographie überwunden werden müssen, beruht ja darin, daß man sich gewöhnen soll, auf die feineren Unterschiede der eignen Aussprache zu achten und ihnen die durch fremde Autorität festgesetzten Unterschiede der Schreibung Punkt für Punkt entsprechen zu lassen. Das von Wilamowitz gegebene griechische Beispiel ist geeignet die Sache lächerlich zu machen, nicht, sie aufzuklären; denn dort wird die graphische Unterscheidung durch die erhebliche Verschiedenheit nicht nur der Aussprache sondern auch des Sinnes unterstützt. Da, wo bei gleicher oder doch dem Hinübergleiten einen Anhalt bietender Bedeutung geringe lautliche Abweichungen durch die Schrift bezeichnet werden sollten, können sehr wohl Verwechslungen vorgekommen sein, zumal wenn der Text nicht nach dem Gehör aufgeschrieben sondern aus einer geschriebenen Vorlage kopiert wurde. (Vgl. übrigens zu 4.)

3. Die Unfruchtbarkeit des Prinzipes ist ein weiterer Vorwurf, der von demselben Gelehrten erhoben wird (S. 306): »Was hat sie [die Umschrift-hypothese] denn erklären wollen im Homer wie im Pindar? Nichts als »die langweiligen ϵ und $\omicron$, $\epsilon\iota$ und $\omicron\upsilon$. Wer etwas mit ihr machen will, »der finde wenigstens ein η für h im Homer, γ für λ [muß heißen: λ für γ] »im Äschylos, $\psi\chi$ für $\chi\xi$ bei Pindar, μ für $\iota\beta$, β für ϵ bei Epicharm. Bis »das geschehen ist, soll man von dem $\mu\epsilon\tau\alpha\gamma\gamma\alpha\mu\mu\alpha\tau\iota\sigma\mu\acute{o}\varsigma$ stille sein.« Diese Forderung ist ganz unbillig. Verwechslungen konnten natürlich nur da stattfinden, wo die beiden zu scheidenden Laute einander ähnlich waren. Denn wenn wir auch annehmen müssen, daß die homerischen Gedichte im Altertum vielfach mit mangelhaftem grammatischen Verständnis abgeschrieben wurden, so fehlte das Verständnis doch nicht völlig; wer aber h und η , γ und λ , χ und ψ verwechseln sollte, hätte dem Text ebenso fremd gegenüberstehen müssen, wie heute etwa der Telegraphist einer lateinischen Depesche.

4. Den eigentlich entscheidenden Grund, das Verfahren von Wackernagel und anderen zu verwerfen, findet Wilamowitz in der methodischen Inkonsequenz, zu der es führe. Er schreibt HU. 323 f.: »Gesetzt auch, »die $\alpha\rho\chi\alpha\iota\alpha$ $\sigma\eta\mu\alpha\varsigma\iota\alpha$ wäre berechtigt als Erklärungsgrund zu dienen,

»wie sie καιροσέων und τεθνεύς, θείης u. a. m. allerdings erklären würde, »so hätte es doch keine Logik sich auf sie zu berufen, weil so viele ganz »analoge Erscheinungen mit ihr keinesfalls etwas zu schaffen haben »können.« Hier wird also zugegeben, daß gewisse Fälle sich doch aus einem Umschriftfehler erklären lassen; und damit ist der zweite der vorher besprochenen Einwände freiwillig aufgegeben. Aber auch der neue und letzte hält nicht stand. Das ist ja unzweifelhaft richtig, daß viele der Fehler, die in der Zeit der ersten schriftlichen Überlieferung in den homerischen Text gekommen sind, einfach entstanden, weil die Abschreiber unwillkürlich die modernen Formen ihrer eigenen täglichen Sprache an Stelle der altertümlichen epischen einsetzten: λέναι für ἔμεναι, ἦν διαν für ἦοα διαν, μελιχίοις ἐπέεσσι statt μελιχίοισι φέπεσσι, Αἰόλου κλυτὰ δώματα statt Αἰόλοο, ἦν που für αἶ κεν usw., überhaupt die Fälle, von denen unser voriges Kapitel handelte. Aber wenn Wilamowitz verlangt, daß nach ihrem Muster auch diejenigen beurteilt werden, bei denen an und für sich eine Erklärung aus falscher Umschrift möglich sein würde, so fragt man: Warum denn? Der Satz, daß beide Gruppen »ganz analoge Erscheinungen« enthalten, müßte erst bewiesen werden. An sich ist es doch vollkommen denkbar, daß die allgemeine Neigung, jüngere Sprachformen statt der im Text überlieferten einzuführen, in einem Teil der Fälle durch die Unsicherheit in der Deutung einer älteren Niederschrift unterstützt wurde; und diese Unsicherheit wieder mußte um so größer sein, wenn es sich um eine Sprache handelte, die den Lesenden und Schreibenden selber nicht mehr in lebendigem Gebrauche vertraut war.

5. Einen neuen, die Sache fördernden Einwand hat Kretschmer erhoben im Anschluß an die antike Sitte des lauten Lesens, Glotta V (1914) S. 261: »Wenn die homerischen Epen seit ihrer ersten Niederschrift »immer laut gelesen worden waren, dann mußte auch eine mündliche »Tradition über die Aussprache des Geschriebenen sich bis zur Zeit der »Umschrift forterhalten, während die Umschrifttheorie doch voraussetzt, »daß man damals ganz von den Handschriften abhängig war, die man »daher falsch entziffern konnte.« — Die Folgerung wäre zwingend, wenn feststünde oder angenommen werden müßte, daß die Epen von ihrer ersten Niederschrift an überhaupt sogleich einen Gegenstand der Lektüre gebildet haben. Aber von rhapsodischem Vortrag zu literarischer Verbreitung kann der Übergang nicht mit einem Schlage fertig gewesen sein. Murray, der im letzten Kapitel seines Werkes die Textgeschichte behandelt, warnt mit Recht, man möge nicht die Gewohnheiten einer späteren Zeit ins 6. Jahrhundert übertragen. Das für öffentlichen Gebrauch hergestellte Exemplar von Ilias und Odyssee diente zunächst nur

als Anhalt und Kontrolle für die Rezitation bei den Panathenäen (vgl. in diesem Kapitel V 3). Als später das Interesse auch eines lesenden Publikums rege wurde und der Buchhandel es zu befriedigen unternahm, begann man abzuschreiben. Inzwischen war wirklich die alte Schreibweise den Lesenden fremd geworden, so daß die stete Beziehung des Schriftbildes zur Lautgestalt erst gesucht und geschaffen werden mußte. Und dabei hat vielfach über die altertümlichen und fremdartigen Formen des epischen Dialektes die Sprache des täglichen Gebrauches mit ihrem jüngeren Entwicklungsstande den Sieg davon getragen.

II

Aber freilich, wenn überall, wo Erklärung aus falscher Umschrift möglich ist, sie nur als verstärkendes Moment zu einer andern Erklärung hinzukäme, so wäre es doch im Grunde schwach um sie bestellt. *Fabulam de erroribus τῶν μεταγραψαμένων merito explosit de Wilamowitz*, schrieb deshalb 1892 Wilhelm Schulze Qe. 153. Sachlich ebenso urteilte später Kretschmer, schon bei Besprechung der zweiten Auflage des vorliegenden Buches (Glotta III [1912] S. 307 f.): was die Anhänger der Umschrifttheorie zu beweisen hätten, sei der Satz, »daß gewisse Fehler der »Überlieferung durch Übertragung der epischen Texte aus einem archaischen Alphabet ins ionische erklärt werden müssen, nicht nur daß sie »so entstanden sein könnten«. Das ist vollkommen richtig, nur kein rechter Einwand gegen meine Darstellung, die von vornherein gerade auf diesen Unterschied gegründet war. Ich hatte gefragt: »ob es Beispiele gibt, in denen nur die Erklärung aus falscher Umschrift, nicht auch die aus unwillkürlicher Modernisierung stattfinden kann«. Von den elf Beispielen, die dann gegeben wurden, hat Kretschmer nur zwei zu widerlegen unternommen; selbst wenn ihm dies gelungen sein sollte, so bleiben die übrigen stehen, und können vermehrt werden.

1. Die ungeheuerlichen Lesarten ἐπιδημίου ὀκρυόεντος (I 64) und κακομηχάνου ὀκρυοέσσης (Z 344) sind zuerst von Payne Knight in seiner Ausgabe und aufs neue von Georg Curtius (Grdz.³ 149) dadurch beseitigt worden, daß das anlautende o zum vorhergehenden Worte gezogen und so ein paar Belege der altertümlichen Genitivendung oo neu gewonnen wurden. Man muß annehmen, daß die Buchstaben IOOKP von un- gelehrten Abschreibern falsch abgeteilt worden sind, wobei der Anklang an ein bekanntes Wort, das Adjektiv ὀκρίεις »spitzig«, den Irrtum erleichtern mochte. Diesen Fall meinte ich von einer Gruppe ähnlicher (Αἰόλου κλυτὰ δώματα κ 60, ἀγρίου πρόσθεν X 313, ἀνεψιοῦ κταμένοιο O 554, Ἀσκληπιοῦ δύο παῖδε B 731, Ἰλίου προπάροιθε O 66, ὁμοίου πολέμοιο

l 440) trennen zu können; und ein kleiner Unterschied besteht wirklich. Aber er macht für die Frage, ob falsche Nachschrift einer älteren Schreibweise anzuerkennen sei, nichts Entscheidendes aus: darin hat Kretschmer recht. Das Beispiel muß also ausscheiden.

2. η 107: *καιροσέων δ' ὀθονέων ἀπολείβεται ὑγρὸν ἔλαιον*. Wie wir aus Eustathios und den Scholien sehen, erkannte man vereinzelt schon im Altertum, daß im ersten Worte dieses Verses ein von *καῖρος* abgeleitetes Adjektiv stecke; und danach hat Lobeck (Pathol. Elem. [1853] p. 504 sq.) *καιροεσσέων* hergestellt. Da mit *καῖρος* die Schnüre am Webstuhl bezeichnet werden, welche dazu dienen, die Fäden des Aufzuges in paralleler Lage zu halten, und zu verhindern daß sie sich verwirren, so ist *καιρόεσσαι ὀθόναί* soviel wie »dichtgekettete, dichtgewebte Leinwand«. Wie der Irrtum in unserer Überlieferung entstanden sei, blieb dunkel. Dies hat erst Theodor Bergk (Philol. 16 [1860] S. 578–581) aufgeklärt und dem Dichter die kontrahierte Form *καιρουσσεών* zurückgegeben. Auf einer alten milesischen Weihinschrift (IGA. 488) nennt sich der Stifter *Τειχιο(ύ)σ(σ)ης ἀρχός*. Das Alphabet dieser Inschrift steht in der Bezeichnung des *ou* ganz auf dem Standpunkt des älteren attischen; wenn wir also annehmen, daß in einem athenischen Exemplar der *Odyssee*, ebenfalls ohne Bezeichnung der Geminatio, *ΚΑΙΡΟΣΕΩΝ* geschrieben war, so begreift es sich leicht, daß ein Abschreiber, der das ungewöhnliche Adjektiv *καιρόεις* nicht kannte, aus den unverstandenen Buchstaben eine Form *καιροσέων* machte. Dabei hat er aber die richtige Form nicht unter dem Einfluß seiner eigenen Sprache modernisiert, sondern einfach mißverstanden, weil die Zeichen des alten Alphabets eine doppelte Deutung zuließen.*

Hier hat mich Kretschmers Einspruch nicht erschüttert. Er schreibt: »Da der Vers doch schon im VI. und VII. Jhdt. vorgetragen wurde, so muß man auch schon damals das Wort irgendwie ausgesprochen haben, also nun entweder *καιροσέων* oder *καιρουσσεών*. Sprach man damals *καιροσέων*, so ist dieser Fehler nicht erst bei der Umschrift und durch dieselbe entstanden. Sprach man aber bis zur Zeit des Alphabetwechsels das richtige *καιρουσσεών*, so sehen wir nicht ein, wie man dazu kam, bei der Umschrift falsch zu transskribieren.« — Träfe das zweite zu, so hätte der Fehler überhaupt nicht entstehen können; das kann Kretschmer nicht meinen, denn der Fehler ist ja da. Also ist seine Meinung, daß er schon im 6. oder 7. Jhdt. entstanden sei⁴⁾. Wie denn aber — darüber müßte er nun wenigstens eine Vermutung aufstellen.

4) Für Kretschmers erste Alternative entscheidet sich auch Wackernägel, der neuerdings (1916, SUH. 84 f.) auf diesen Punkt zurückgekommen ist, gegenüber den »krampfhaften Versuchen diesen Beleg wegzudeutieren«.

Kann er das nicht, so heißt das doch eben: wir müssen in diesem Falle zu der Erklärung aus falscher Umschrift greifen, weil sich eine andre nicht finden läßt. Oder will er dieser Hypothese nicht nur die Notwendigkeit, sondern auch die Möglichkeit abstreiten? Fast scheint es so, nach seinem abschließenden Satze: »Die Erklärung durch falsche Umschrift hat zur Voraussetzung, daß das Abreißen der Tradition in allen solchen Fällen zufällig ganz genau mit der Transskription der Texte in ionische Alphabet zeitlich zusammenfiel, was natürlich undenkbar ist.« — Ein zeitliches Zusammenfallen ist von mir so wenig wie von Wackernagel angenommen worden, wohl aber ein bestimmtes zeitliches Verhältnis, so daß in allen solchen Fällen ein Sprung in der Tradition dem Irrtum bei der Umschrift vorangegangen wäre. Ist auch das undenkbar? Wundern mochte man sich ja darüber, hätte dann aber fragen sollen: wie konnte das kommen? Die Antwort war ich schon früher nicht schuldig geblieben⁵⁾. Wer also unsre Erklärung widerlegen wollte, mußte die Konsequenzen, zu denen sie nötigt, nicht nur abschreckend andeuten, sondern mit prüfen. Es könnte doch sein, wenn ihnen von anderer Seite her Wahrscheinlichkeit erwächst, daß sie umgekehrt der Hypothese als Stütze dienen. Wirklich glaube ich, daß es sich so verhält,

3. θεουδής brachte man früher mit θεοειδής zusammen. Die richtige Ableitung fand Buttmann im Lexilogus (I 43), indem er es auf θεοδεής zurückführte. Aber woher sollte das ου kommen? Da der Stamm von δέος ursprünglich mit δf anlautete, so ist als Grundform *θεο-δφεής anzusetzen, und daraus konnte durch Vermittlung von *θεοδφεής nur θεοδδής werden (vgl. ἔδδισεν, περιδδείσασα). Auch diese sprachgeschichtlich richtige Form können wir mit Wackernagel (Bzb, Btr. IV 274) dem Homertexte zurückgeben, wenn wir voraussetzen, daß auf einer gewissen Stufe der Überlieferung δ einfach geschrieben war, so daß θεοδ(δ)ής in θεουδής verlesen werden konnte.

4. θ 408f.: ἔπος δ' εἶ πέρ τι βέβακται δεινόν, ἄφαρ τὸ φέροιν ἀναρπάξασαι ἄελλαι. So bittet Euryalos den Fremden um Verzeihung: »Furchtbares, Gewaltiges« hatte er nicht gesagt⁶⁾, aber κερτόμια, δνειδεα ἔπεα, Spottendes, Schmähendes: κακὰ ἔλεγεν. Und mit κακολόγον erklärt Hesychios ein seltenes δεινόν; das zugehörige Verbum δεινάζειν kommt unter anderen bei Sophokles (Ai. 243. Ant. 759) vor, Herodot

⁵⁾ In diesem Kapitel: III, zweiter Absatz, und IV 3; dazu jetzt I 5. Vgl. auch den Schluß des vorigen Kapitels. ⁶⁾ Auch die Stellen, auf die Hefermehl (BphW. 1911 Sp. 1365) hinweist, θ 397 (οὐ τι ἔπος κατὰ μοῖραν εἶπεν) und 166 (Ξεῖν', οὐ καλὸν εἶπες: ἀτασθαλῶ ἀνδρὶ ἔοικας), zeigen nur, daß auch δεινόν einen allenfalls möglichen Sinn gibt, erklären also, daß man es sich gefallen ließ, solange nicht δεινόν zur Vergleichung daneben stand.

kennt (9, 107) das Substantiv: παρὰ τοῖσι Πέρσῃσι γυναικὸς κακίῳ ἀκοῦσαι δέννος μέγιστός ἐστι. Ewald Bruhn, dem diese unzweifelhafte Korrektur gehört, hat gestattet sie hier mitzuteilen. Die Entstehung des Irrtums liegt auf der Hand: ΔΕΝΟΝ war geschrieben, und wurde vom Abschreiber so gedeutet, wie es ihm geläufig war; die Bedeutung war nicht so unpassend, daß ein unkritischer Sinn hätte Anstoß nehmen müssen.

5. ὠλεσίκαρπος (κ 510) stellt Wilhelm Schulze Qe. 159 zusammen mit einer Gruppe von Worten, die eigentlich einen kurzen Vokal in der ersten Silbe haben sollten, ihn aber unter dem Drucke des Metrums gedehnt zeigen: εἰρεσίη, εἰαρινός, εἰνοσίφυλλος, Δουλίχιον, δουλιχοδείρων. Wenn unser Wort statt des zu erwartenden ου ein ω zeigt, so meint Schulze, dies sei nach Analogie von ὠλεσα, ὄλῳα, ἐξώλης eingedrungen. Gewiß richtig; aber die Anlehnung an solche Formen hätte schwerlich erfolgen können, wenn ΟΥ schon in den ältesten Texten deutlich geschrieben gewesen wäre. Wir haben also den Fall, daß das Mißverstehen des alten Alphabetes durch ein anderes Moment, die unzeitige Erinnerung an verwandte Wörter, befördert worden ist; von Modernisierung einer ursprünglichen Lautgestalt kann auch hier nicht die Rede sein.

6. Das richtige Verständnis von περιώσιος (Δ 359. π 203) wird Gustav Meyer (KZ. 22 [1874] p. 487) verdankt, der zeigte, daß περιεῖναι darin steckt, also περιούσιος geschrieben werden muß. Die Verbesserung ist darum nicht minder sicher, weil die Herausgeber es bisher verschmäht haben von ihr Gebrauch zu machen. Der Ursprung des Fehlers aber kann auch hier nur darin liegen, daß in einer alten Vorlage O geschrieben war und die zwifache Aussprache ου oder ω zuließ.

7. ναιετάωσαν, ναιεταύσης u. ä. ist an mehreren Stellen in allen oder den meisten Handschriften überliefert. Diese Form ist noch schlimmer als die große Masse der von den Verben auf άω gebildeten, weil sie nicht einmal durch Zerdehnung erklärt werden kann; es müßte dann wenigstens ναιετώσαν heißen. Tatsächlich gab es diese Lesart im Altertum, und sie wurde von Aristarch bevorzugt, wie Didymos zu Z 415 bezeugt: Ἀρίσταρχος διὰ τοῦ ο »ναιετώσαν«. Offenbar hatte man erkannt, daß für die Schreibung αω überhaupt keine Erklärung möglich sei. Die neueren Herausgeber haben meistens die einfache unkontrahierte Form ναιετάουσιν, ναιεταούσης hergestellt. Mit Recht sträubt man sich gegen eine Korrektur, die den Ursprung des berichtigten Fehlers nicht deutlich macht; ναιετάωσαν kann nur aus NAIETAOΣAN, nicht aus NAIETOOSAN verlesen sein.

8. Auch die Formen ἀρώσι (I 108), δηιώμεν (δ 226), δηιόντες (Λ 153), δηιόντο (N 675) weichen von der Masse der zerdehnten ab, da sie nicht

von α-Stämmen sondern von o-Stämmen abgeleitet sind (vgl. oben S. 93 Anm. 17). Daher sind auch diese von mehreren Herausgebern, die sonst an der Zerdehnung keinen Anstoß nehmen, in ἀρόουσι, δηίοιεν, δηιόνοντες korrigiert worden. Der Fehler stammt wieder aus dem älteren Alphabet, in dem ουυ, οοι, οο und οω, οω, οω nicht geschieden waren. Allerdings kam auch hier wie bei ούλεσίκαρπος ein anderer Grund hinzu, der den Irrtum unterstützte: man erinnerte sich an falscher Stelle an die Flexion der Verba auf ᾠω.

9. Zu αἰὲν ὁμοστιχάει O 635 bemerkt Schol. B: συμπορεύεται· βάρβαρον δὲ φησιν εἶναι αὐτὸ Διονύσιος. Lobeck bezog den Tadel des Grammatikers auf die Endung und meinte, er habe ὁμοστιχέει für besser gehalten. Den wahren Grund des Anstoßes erkannte Bekker², der Σ 577 (χρῦσειοι δὲ νομῆες ἅμ' ἐστιχάοντο βόεσσιν) zur Vergleichung heranzog und ὁμοῦ στιχάει schrieb. Das falsche Kompositum kann nur durch Mißverständnis der Zeichen ΜΟΣ entstanden sein⁷).

10. In der Drohung, mit der Helena von Aphrodite zu dem aus dem Kampf entflohenen Buhlen zurückgerufen wird, müssen die Worte μέσσω δ' ἀμφοτέρων μητίσσομαι ἔχθεα λυγρά (Γ 416) den Sinn haben: »daß ich dir nicht von beiden Seiten Haß erzeuge«. Der Ausdruck ist mindestens wunderlich, so daß man schon an Athetese dieses und des folgenden Verses gedacht hat, womit doch die Schwierigkeit nur an eine andre Stelle geschoben wäre. Schreiben wir, mit Benutzung einer Konjekture von Christ (1884), μὴ σοί γε, so ist der Gedanke klar, auch das hervorhebende γε wirksam, und die Entstehung des Irrtums führt auf eine Schreibung ΜΕΣΟΙ zurück. Auch den Hinweis auf diesen Fall verdanke ich Bruhn.

11. H 434: τῆμος ἄρ' ἀμφὶ πυρὴν κριτὸς ἔγρετο λαὸς Ἀχαιῶν,
 Ω 789: τῆμος ἄρ' ἀμφὶ πυρὴν κλυτοῦ Ἑκτορος ἔγρετο λαός.

In beiden Versen gibt ἔγρετο »erwachte« gar keinen Sinn und ist von Düntzer in ἤγρετο »versammelte sich« geändert worden. Läge der umgekehrte Fehler vor, so könnte man daran denken, daß die alte augmentlose Form unter der Einwirkung attischer Sprachgewohnheit in die augmentierte verwandelt worden sei; der irrtümliche Fortfall des Augmentes aber steht zu der sonst beobachteten Vorliebe der Schreiber für moderne Formen geradezu im Gegensatz und kann nur dadurch veranlaßt sein, daß ein in altem Alphabet geschriebenes ΕΓΡΕΤΟ falsch gelesen wurde. Ja, wenn wir wollten, so könnten wir hier den Spieß umdrehen und gegen Wilamowitz behaupten: weil bei ἔγρετο die An-

7) Ein gleichartiger Fall wäre K 515 *οὐδ' ἀλαοῦ σκοπιὴν εἶχε; doch ist das überlieferte ἀλαός durch homerischen Sprachgebrauch gerechtfertigt.

nahme einer unwillkürlichen Modernisierung ausgeschlossen sei, so dürfe man auch bei εἰργάζετο ἔψκει u. ä. nicht hieran denken, sondern nur an falsche Umschrift aus dem attischen Alphabet. Aber freilich, diese Behauptung würde ebenso einseitig und unbillig sein wie die welche wir bekämpfen.

12. ὠμηστής ist zuerst von Wackernagel (S. 267) in das etymologisch richtige ὠμεστής korrigiert worden. Er hat gewiß recht mit der Vermutung, daß der Gedanke an Wörter wie ὄρηστής μολπηστής den Abschreiber verleitet habe E für η zu nehmen.

13. Fünfmal kommt die Form ἀνηρείψαντο im Sinne von »entraften« vor, die mit ἐρείπω nichts zu tun hat (θεοί Y 234, θύελλαι δ 727, ἄρπυιαι α 241. ε 371. υ 77). Doederlein (Homerisches Glossarium III [1858] S. 244 f.) vermutete ἀνιρέψαντο, und hat dafür vielfach Zustimmung gefunden, auch eine wertvolle Bestätigung durch das Wortspiel, das sich ergab, wenn man die auf einer Vase von Ägina und im Etymologicum Magnum bezeugte Form ἀρέπυιαι einsetzte, was von Fick zuerst bemerkt wurde (Od. [1883] S. 2). Daß auch in meiner Neubearbeitung der Ausgabe von Ameis-Hentze (ε. υ) noch ἀνηρείψαντο steht, wird von Herzog (in der Anm. 1 zitierten Schrift S. 59) mit Recht gerügt; ei für ε in diesem Worte ist ein sicherer Fall der von Wilamowitz und Kretschmer bestrittenen Art.

Die Beispiele sind nicht sehr zahlreich, beweisen aber unzweifelhaft, daß falsche Umschrift von E und O als selbständige Fehlerquelle, unabhängig von dem Streben nach Modernisierung, wirksam gewesen ist. Ganz begreiflich, daß der Irrtum beim Abschreiben manchmal durch den Gedanken an irgend eine verwandte oder ähnlich klingende Bildung hervorgelockt wurde. Dergleichen Assoziationshilfen fanden wir in ὤλεσα (für 5), ὀρώσι (8), ὄρηστής (12); auch bei ἤγρετο (11), ἀνιρέψαντο (13) hat natürlich die Verwechslung mit ἔγρετο, ἐρείπω mitgewirkt. Eine solche Anregung zu falscher Umschrift konnte nun auch dadurch gegeben werden, daß dem Schreiber, während er eine homerische Wortform aus der Vorlage herübernehmen sollte, die entsprechende Form der ihm geläufigen Sprache vorschwebte. Die beiden Erklärungen, deren Rechte wir gegeneinander abgewogen haben, schließen sich nicht gegenseitig aus, sind aber auch nicht wie zwei Kreise, deren einer den andern ganz umschließt, sondern wie Kreise, die sich schneiden und zum Teil decken: in vielen Fällen haben falsche Umschrift und der Modernisierungstrieb zusammengewirkt; aber es gibt auch falsche Lesarten, die nur auf dem zweiten, und es fehlt nicht an solchen, die nur auf dem ersten Wege entstanden sind.

III

Ein Bedenken gegen unsere Auffassung ist doch noch möglich: waren denn wirklich alle Homerausgaben des Altertums aus attischen Exemplaren abgeschrieben? Dies müßte doch der Fall sein, wenn Irrtümer, die in der gesamten späteren Überlieferung festsitzen, durch verkehrte Umschrift aus dem attischen Alphabet entstanden sein sollen. Die Frage muß ernstlich geprüft werden. Und dabei wird sich ergeben, daß wir recht getan haben den Wechsel der Orthographie nicht in die ältere Zeit zu verlegen, wo die Ionier selbst erst die genauere Bezeichnung der *e*- und *o*-Laute einführten (vgl. S. 101 f.).

Die eben hervorgehobene Schwierigkeit bestand nicht für Aristarch, auch nicht für Cobet; denn beide hielten Homer für einen geborenen Athener. Aristonikos notierte zu N 197, wo die Dualformen Αἶαντε μεμαότε vorkommen: ἡ διπλῇ, ὅτι συνεχῶς κέχρηται τοῖς δυοῖς· ἡ δὲ ἀναφορὰ πρὸς τὰ περὶ τῆς πατρίδος· Ἀθηναίων γὰρ ἴδιον. Und Cobet sagt mit bezug darauf (MCr. 281): *Summo iure videtur Pisistratus de Homero dixisse: ἡμέτερος γὰρ κείνος ὁ χρύσεος ἦν πολίτης. plurimis enim ex lingua HomERICA indiciis colligimus Athenis oriundum fuisse poetam.* Diese Ansicht teilt heute wohl kaum noch jemand; auch Arthur Ludwig (AHT. II 422) nennt den Standpunkt der beiden einen »isolierten und mehr als bedenklichen«. Aber auf andere Weise läßt sich vielleicht die Frage, die wir aufwerfen mußten, befriedigend beantworten. Aus dem Altertum ist uns überliefert, daß zuerst Peisistratos die zerstreuten homerischen Gedichte gesammelt habe. Will man dies ernst nehmen, so bleibt nichts übrig als sich vorzustellen, daß durch die Redaktion des Peisistratos ein offizielles attisches Exemplar der beiden Epen geschaffen worden sei, aus dem dann alle oder doch fast alle späteren Abschriften geflossen wären. Unter dieser Voraussetzung würde man es verstehen, wie die Irrtümer, zu denen das attische Alphabet den Anlaß gegeben hatte, zu so vollkommener Herrschaft im Homertexte gelangen konnten.

Doch diese Ansicht von der peisistratischen Rezension, zu der sich Lachmann, Ritschl, Kirchhoff bekannten, ist zuerst von Lehrs, dann mit erneuter Heftigkeit von Wilamowitz und von Ludwig bekämpft worden. Die Einigkeit freilich zwischen diesen beiden ist auch hier nur scheinbar; Ludwigs Behandlung der Sache ist zugleich eine lebhafte Polemik gegen Wilamowitz. Unter Zusammenfassung aller früheren Arbeiten hat Matthaeus Valetton in einem Aufsatz der Mnemosyne (1896) die vielumstrittene Frage noch einmal behandelt; er hat hier und da nützliche Anregung gegeben eine Einzelheit klarer zu fassen, zur Beurteilung im ganzen

aber nichts Neues hinzugebracht⁸⁾. Kürzlich ist Wilamowitz in seinem Buche »Die Ilias und Homer« (1916; S. 14. 365) auf den Gegenstand zurückgekommen, ohne jedoch seine Ansicht zu ändern oder neu zu begründen.

Die Nachrichten aus dem Altertum sind bei Wolf Proleg. p. 143 gesammelt. Wenn in ihnen unklare, ja völlig phantastische Vorstellungen mehrfach sich breit machen, so wäre es ebenso unkritisch diese anzunehmen, wie um ihretwillen den historischen Kern, der doch darin stecken kann, ohne weiteres zu verwerfen. Das älteste Zeugnis steht bei Cicero de orat. III 34, 137: *Quis doctior illis temporibus aut cuius eloquentia litteris instructor fuisse traditur quam Pisistrati? qui primus Homeri libros confusos antea sic disposuisse dicitur, ut nunc habemus*. Eine besonders genaue Darstellung fand Ritschl in einem Plautus-Scholion einer italienischen Handschrift des 15. Jahrhunderts, das sich selbst als Übersetzung aus dem Aristophanes-Kommentar des Tzetzes (Caecius) bezeichnet. Nachdem die gelehrten Veranstaltungen des Ptolemäus Philadelphus geschildert sind, heißt es dort: *Ceterum Pisistratus sparsam prius Homeri poesim ante Ptol(emaum) Philadelphum annis ducentis et eo etiam amplius sollerti cura in ea quae nunc exstant redegit volumina, usus ad hoc opus divinum industria quattuor celeberrimorum et eruditissimorum hominum, videlicet Conyli, Onomacriti Atheniensis, Zopyri Heraclaeotae et Orphei Crotomiatae; nam carptim prius Homerus et non nisi difficillime legebatur*. Auf Grund dieses Scholions und mit Benutzung der sonstigen Nachrichten unternahm es im Jahre 1838 Ritschl, eine positive Anschauung von der Bedeutung der peisistratischen Redaktion zu gewinnen⁹⁾. Dagegen wandte sich Lehrs, 1862. Er suchte¹⁰⁾ die überlieferte Vorstellung von einer Kommission des Peisistratos lächerlich zu machen, führte aber allerdings auch einen sehr wichtigen Grund gegen sie an: die Alexandriner, Zenodot und Aristophanes sowohl wie Aristarch, erwähnen nirgends die Tätigkeit des Peisistratos¹¹⁾. Daraus zog Lehrs den Schluß, daß jene Nachricht eine späte Legende sei, für die er freilich Zeit und Art der Entstehung nicht anzugeben wußte.

8) Valetton, De carminum Homericorum recensione Pisistratea. Mnemos. n. s. 24 (1896) p. 405—426. — H. J. Polak in seiner inhaltreichen Abhandlung »De jongste Gedanteverwisseling der Homerische Kwestie« (1896), die sich in eingehender und im übrigen fruchtbarer Kritik mit der 1. Auflage meiner »Grundfragen« beschäftigt, widmet dem Kapitel über Peisistratos nur einigen Spott; wie aber er selbst sich den starken attischen Einfluß erklärt, den das Epos bei seiner ersten schriftlichen Aufzeichnung erfahren hat, sagt Polak nicht. 9) Ritschl, Die alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolemäern und die Sammlung der homerischen Gedichte durch Pisistratus; jetzt Opusc. I, 1 ff.

10) Lehrs, »Zur homerischen Interpolation«, Rhein. Mus. N. F. 17 (1862) S. 481 ff.; jetzt als viertes Epimetrum in seinem »Aristarch«. 11) Über eine wenigstens mittelbare Spur dieser Art wird weiterhin (S. 117) kurz berichtet werden.

An diese Beweisführung knüpfte 1884 Wilamowitz an (HU. II 1). Er behauptete, die Alexandriner hätten doch von der Tätigkeit des Peisistratos gewußt, und das zeige sich an zwei Stellen. 1. Der Vers B 558 (στήσε δ' ἄγων, Ἴν' Ἀθηναίων ἴσαντο φάλαγγες) wird mehrfach im Altertum als eine Interpolation bezeichnet, die Peisistratos gemacht habe, um den Anspruch der Athener auf Salamis zu beweisen, das er doch tatsächlich mit Gewalt den rechtmäßigen Besitzern, den Megarern, abgenommen hatte. Da nun dieser Vers außer in anderen Handschriften auch im Venetus A fehlt, so schließt Wilamowitz, daß Aristarch ihn als peisistratische Fälschung erkannt und ausgeworfen habe. Er sagt (S. 538): »Aristarch ist weit entfernt die peisistratischen Interpolationen nicht zu kennen: er wagt auf Grund derselben, was er selten wagt, er wirft den Vers ganz und gar aus.« — 2. Wenige Verse vorher ist von Menestheus und seiner hervorragenden taktischen Kunst die Rede, B 553—555. Die drei Verse, die übrigens schon Herodot (VII 161) in seinem Exemplare der Ilias gelesen hat, wurden von Zenodot verworfen, von Aristarch aber verteidigt, worüber Aristonikos berichtet: ἡ διπλή περιεστιγμένη, ὅτι Ζηνόδοτος ἀπὸ τοῦτου τρεῖς στίχους ἡθέτηκεν, μήποτε διότι διὰ τῶν ἐπὶ μέρους οὐδέποτε αὐτὸν διατάσσοντα συνέστησεν. πολλὰ μέντοι Ὅμηρος κεφαλαιωδῶς συνίστησιν, αὐτὰ τὰ ἔργα παραλιπὼν, ὡς τὴν Μαχάονος ἀριστείαν »παθσεν ἀριστεύοντα κτλ.« (Δ 506). Da Aristarch hier von dem Grunde, der seinen Vorgänger zur Athetese bestimmt habe, nur zweifelnd (μήποτε) spreche, so vermutet Wilamowitz (S. 239), daß er den wahren Grund des Zenodot nicht erkannt habe; in Wirklichkeit habe dieser die Verse deshalb gestrichen, weil er auch sie für eine Interpolation des Peisistratos gehalten habe. Nachweislich gab es ja im Altertum Gelehrte, die [den ganzen Abschnitt über Athen (546—556), innerhalb dessen die drei von Zenodot gestrichenen Verse stehen, für unecht hielten und auf Peisistratos zurückführten.

Gegen diese Bestreitung seines Schlusses wird nun Lehrs von Ludwig in Schutz genommen (AHT. II § 43). In beiden Fällen schreibt Wilamowitz den Alexandrinern Motive zu, von denen nichts überliefert ist, während er diejenige Begründung ihrer Ansichten, die überliefert ist, verwirft. Wenn an der zweiten Stelle Aristarch den Gedanken, den er bei Zenodot vermutet und seinerseits widerlegen will, vorsichtig mit μήποτε einleitet, so entspricht das ganz dem besonnenen Charakter seiner Kritik: er verdient dafür eher Anerkennung als Mißtrauen. Die Behauptung des Megarers Dieuchidas, daß der ganze von Athen handelnde Abschnitt durch Peisistratos eingeschoben sei, braucht mit dem, was Zenodot über drei Verse aus dieser Partie urteilte, nichts zu tun zu haben, ja kann kaum etwas damit zu tun haben, weil sich beide Athetesen dem

Umfang nach nicht decken. Und was den ersten Fall (B 558) betrifft, so ist uns hier ausdrücklich bezeugt, weshalb Aristarch den Vers nicht haben gelten lassen. Zu Γ 230 bemerkt Aristonikos: ἡ διπλή, ὅτι πλησίον ὁ Ἰδομενεὺς Αἴαντος τοῦ Τελαμωνίου ἐτάσσετο (καὶ) κατὰ τὴν ἐπιπώλησιν (Δ 251. 273) συμφώνως. παραιτητέον ἄρα ἐκείνον τὸν στίχον τὸν ἐν τῷ καταλόγῳ (B 558) ὑπὸ τινων γραφόμενον »στήσε δ' κτλ.«· οὐ γὰρ ἦσαν πλησίον Αἴαντος Ἀθηναῖοι. Diese unzweideutige Nachricht meint Wilamowitz mit seiner abweichenden Ansicht über Aristarchs Beweggrund dadurch vereinigen zu können, daß er sagt (S. 239): Aristarch würde den Vers zwar aus sachlichen Gründen auch dann athetiert haben, wenn er diplomatisch unverdächtig gewesen wäre; er hat ihn aber deswegen ausgelassen, weil er in den Ausgaben seiner Vorgänger Aristophanes und Zenodot nicht stand. Ludwig ist ganz im Rechte, wenn er gegen die Art protestiert, wie hier überlieferte Nachrichten eliminiert werden, um haltlosen Vermutungen Platz zu machen. Übrigens, wenn Aristarch den Vers (τὸν ὑπὸ τινων γραφόμενον) deshalb nicht in seine Ausgabe aufnahm, weil er schon in denen seiner Vorgänger nicht enthalten war, wie kann er es denn gewesen sein, der ihn, »auf Grund« seiner Ansicht von den peisistratischen Interpolationen »auswarf«? Die Tatsache, daß der Vers nur in einigen der Handschriften, die Aristarch benutzte, zu lesen war, könnte allerdings mit einer Fälschung durch Peisistratos in der Weise zusammenhängen, daß die von jenem versuchte Interpolation diesmal nicht ganz durchgedrungen wäre. Wilamowitz deutet (S. 239. 240. 242) auf eine solche Möglichkeit hin; und ich selbst glaube, daß der Hergang so gewesen ist. Ist er das aber, so fehlt jeder Anhalt für den Glauben, daß Aristarch oder seine Vorgänger, in dem was sie lehrten und schrieben, auf die Annahme peisistratischer Interpolationen und damit indirekt auf die einer Redaktion durch Peisistratos irgendwo Bezug genommen hätten.

So weit sind Lehrs und Ludwig also im Rechte. Ob aber die Alexandriner in diesem Falle von dem, wovon sie nicht sprechen, überhaupt nichts gewußt oder durch ihr Stillschweigen ein verwerfendes Urteil angedeutet haben, das ist eine ganz andere Frage. Lehrs selber sowohl als Ludwig drücken sich in dieser Beziehung zunächst vorsichtig aus (Ar.² 450; AHT. II 403); praktisch aber haben sie die zweite Möglichkeit nicht weiter beachtet, sondern nachher so gesprochen, als sei es erwiesen, daß die Vorstellung von einer peisistratischen Ausgabe der homerischen Gedichte den Alexandrinern unbekannt gewesen sei. Und doch liegt das Richtige auf der andern Seite.

Diogenes von Laerte (I 2, 9) sagt in einer Aufzählung der Verdienste Solons: τὰ τε Ὀμήρου ἐξ ὑποβολῆς γέγραφε ραψωδεῖσθαι, οἷον, ὅπου ὁ πρῶτος ἔληξεν, ἐκείθεν ἄρχεσθαι τὸν ἐχόμενον· μᾶλλον οὖν Ὀμηρον

ἐφώτισεν ἡ Πεισίστρατος (ὅσπερ συλλέξας τὰ Ὀμήρου ἐνεποίησέ τινα εἰς τὴν Ἀθηναίων χάριν) ὥς φησι Διευχίδας ἐν ἐ' Μεγαρικῶν. ἦν δὲ μάλιστα τὰ ἔπη ταῦτα. »οἱ δ' ἄρ' Ἀθήνας εἶχον« καὶ τὰ ἐξῆς. Die Ergänzung ist von Ritschl (Opusc. I 54), wird von Wilamowitz gebilligt und ist der Sache nach jedenfalls gesichert. Als Zeit des hier genannten Gewährsmannes, Dieuchidas, hat Wilamowitz durch scharfsinnige Kombinationen (HU. 241. 251) das 4. Jahrhundert vor Chr. festgestellt. Was jener über Fälschungen lehrte, die Peisistratos im Interesse der attischen Politik vorgenommen habe, war vielleicht bloße Vermutung, eingegeben durch den Haß des Megarers gegen die Unterdrücker seiner Vaterstadt, aber — so meinte Wilamowitz (S. 243 ff.) — eine richtige Vermutung. Für diese aber diente zur unentbehrlichen Grundlage die Vorstellung, daß Peisistratos einen Text des Homer hatte herstellen lassen (S. 254; etwas anders 262f.). Daß Dieuchidas von dieser Redaktion überhaupt gesprochen habe, ist nirgends überliefert; bei Diogenes steht ihre Erwähnung innerhalb der von Ritschl ergänzten Worte. Nur das ist klar: der Vorwurf, Peisistratos habe den Homer interpoliert, konnte von dem megarischen Historiker nicht erhoben werden, wenn er nicht voraussetzte, daß die allgemein verbreitete Gestalt des Textes auf Peisistratos zurückgehe; und dieser Vorwurf hatte nur dann Aussicht auf die Leser Eindrücke zu machen, wenn auch ihnen der Gedanke geläufig war, daß die Athener den homerischen Gedichten die abschließende Redaktion gegeben hätten. Anders urteilt hierüber Allen (Class. Quart. VII 49 f.), der so weit geht, die ganze Entstehung einer Peisistratos-Legende auf die erfinderische Feindschaft der Megarer zurückzuführen. In der Tat wird man zu dieser Konsequenz gedrängt, wenn man sich nicht entschließen kann, hier etwas anderes als Legende zu sehen. Aber die Lüge müßte einen wunderbaren Erfolg gehabt haben: das, worauf es Dieuchidas und die Seinen eigentlich abgesehen hatten, den Vers, der Aias zu den Athenern stellte, aus der Ilias auszumerzen, hätten sie nicht erreicht, dagegen mit einer für Peisistratos höchst ehrenvollen Darstellung, die sie, um ihre Anklage anknüpfen zu können, mit erfanden, hätten sie in weitem Umfange Glauben gefunden und so den Ruhm des Verhaßten ihrerseits erhöht. Dies zu glauben kann ich mich nun meinerseits nicht entschließen, halte also daran fest, daß der Gedanke, Ilias und Odyssee seien erst in Athen und durch Peisistratos in die schriftlich überlieferte Form gekommen, im 4. Jahrhundert allgemein verbreitet war. Er kann also auch den Alexandrinern nicht unbekannt geblieben sein.

Wie kommt es, daß trotzdem keiner von ihnen die Sache erwähnt? Ich meine, der Grund läßt sich noch einigermaßen erkennen. Hans Flach hat es in der Schrift »Peisistratos und seine literarische Tätigkeit«

(Tübingen 1885) sehr wahrscheinlich gemacht, daß die bei Cicero erhaltene Nachricht von der kritischen Tätigkeit des Peisistratos aus pergamenischer Tradition stamme, und weiter, daß diese Ansicht überhaupt in der Schule des Krates von Mallos rezipiert gewesen sei. Nun ist es ein auch in der heutigen Gelehrtenwelt beliebtes Verfahren, unbequeme Ansichten eines Gegners dadurch zu bekämpfen, daß man sie totzuschweigen sucht; auch die Philologen des Altertums werden es verstanden haben dies Mittel zu benutzen. Damit ist freilich noch nicht das Auffallende der Tatsache beseitigt, daß auch von Lesarten attischer Exemplare des Homer, während die Ausgaben anderer Städte (Massilia, Chios, Argos usw.) mehrfach erwähnt werden, bei den Alexandrinern nirgends die Rede ist. Hierüber, und überhaupt über das Fehlen weiterer Nachrichten von dem Anteil Athens an der Fortpflanzung des Epos, wundert sich auch Scott in einer anregenden Studie über die athenischen Interpolationen¹²⁾. Aber diesen scheinbaren Widerspruch hat bereits Ritschl einleuchtend erklärt; und seine Grundanschauung stimmt zu dem, was wir im 2. Kapitel in bezug auf die Einheitlichkeit der antiken Vulgata erkannt haben (S. 38 f.). Die gesamte schriftliche Tradition der homerischen Epen im Altertum, so führt er aus (Op. I 49/51), mit Einschluß der Ausgaben κατὰ πόλεις, ging auf die athenische Quelle zurück. Der attische Text bildete die gemeinsame Grundlage und »allgemeine Voraussetzung, worauf alle Ausübung homerischer Kritik beruhte«; daher, nachdem das Original im Perserkriege zerstört oder geraubt war, die Bedeutung der κοινὰ oder κοινότερα, Abschriften in denen sich der peisistratische Text über diese Zeit hinaus erhielt und fortpflanzte. So konnte gar nicht daran gedacht werden, ein athenisches oder attisches Exemplar in demselben und auf der gleichen Stufe wie ein chiisches, massilisches, sinopisches zu erwähnen. Und Aristarch konnte (trotz Lehrs Ar.² 449) nicht daran denken, den Zustand des homerischen Textes im ganzen oder im einzelnen aus dem Fortwirken einer ersten athenischen Ausgabe zu erklären; denn die Tatsachen und Beobachtungen, durch die wir zu einer solchen Annahme geführt werden, erledigten sich ihm in viel einfacherer Weise dadurch, daß er den Dichter selbst für einen geborenen Athener hielt¹³⁾. Für uns, die wir alle überzeugt sind, daß er darin irrte, wächst eben hierdurch die Wahrscheinlichkeit des entgegenstehenden Erklärungsversuches, desjenigen, den die Pergamener guthießen und an den Dieuchidas mit seinen Vorwürfen anknüpfte.

12) John A. Scott, Athenian interpolations in Homer. I. Internal evidence. — II. External evidence. Classical Philology VI (1911) p. 419 ff. IX (1914) p. 395 ff. (Die hier angezogenen Stellen IX p. 402. 404.) Die zweite Abhandlung nimmt bereits auf die Arbeit von Allen bezug. 13) Ebenso urteilt Murray RGE. 323.

IV

Wenn von solchem Ursprung der schriftlichen Überlieferung des Textes keine Nachricht erhalten wäre, so müßten wir ihn geradezu postulieren.

1. Die Verse in B sind nicht die einzigen, die im Altertum als peisistratische Fälschung angesprochen wurden; weitere Fälle derart hat Wilamowitz (HU. 259 f.) zusammengestellt. Hereas von Megara behauptete, daß λ 631 (Θησέα Πειρίθοόν τε, θεῶν ἐρικυδέα τέκνα) die Erwähnung des athenischen Nationalhelden durch Peisistratos interpoliert sei. Das »Haus des Erechtheus«, das η 81 erwähnt wird, kann kein anderes sein als der alte Poliastempel in Athen. Daran, daß Homer diesen kennt, brauchte Aristarch keinen Anstoß zu nehmen, aber sein Zeitgenosse Chairis nahm Anstoß und hielt die Stelle für nachträglich eingeschoben; und ihm werden wir, mit Wilamowitz (S. 247 f.), beistimmen. Die Verse λ 566—631 hat derselbe Forscher als späte Interpolation ausgeschieden und in einem geistreichen Exkurs den religiösen Boden geschildert, aus dem, eben wieder in Athen, dieser jüngste Sproß des Epos hervorgewachsen sei. — Daß die Δολώνεια ursprünglich für sich bestanden habe und erst durch Peisistratos an ihren jetzigen Platz gebracht worden sei, ist eine alte Vermutung, die uns unter anderem in einem Scholion des Townleyanus zu K 1 überliefert ist: φασὶ τὴν ῥαψωδίαν ὑφ' Ὀμήρου ἰδίᾳ τετάχθαι καὶ μὴ εἶναι μέρος τῆς Ἰλιάδος, ὑπὸ δὲ Πεισιστράτου τετάχθαι εἰς τὴν ποιήσιν. Dasselbe berichtet Eustathios. Und damit hat schon La Roche HTk. 12 die Bemerkung des Aristonikos zu I 109 (καὶ δ' αὐτὸς ἐνὶ πρώτοισι μάχεσθαι) kombiniert: ὅτι τῷ ἀπαρ-εμφάτῳ ἀντὶ τοῦ προστακτικοῦ κέχρηται, καὶ ὅτι τῇ ἐχομένῃ Ἀγαμέμνων ἀριστεῦει. Denn zu τῇ ἐχομένῃ ist ῥαψωδία zu ergänzen. Daraus hat dann Adolph Roemer gefolgert, daß in dem von Aristarch anerkannten Corpus Iliacum sich A an I anschloß, während K als Einzellied nebenher bestand¹⁴⁾. Ist dies richtig, so war das Verhältnis der Δολώνεια zur Ilias ein loseres als das irgend eines anderen Gesanges. Eben dies bestreitet Wilamowitz (IH. 38); die Entscheidung wird sich erst später, durch Prüfung der inneren Beziehungen, ergeben. Bemerkenswert ist, daß Louis Ehrhardt^{14a)} in der Rolle, welche in diesem Gedicht Athene spielt, eine Spur attischer Herkunft hat finden wollen. Das würde nun Wilamowitz vollends nicht gelten lassen; denn da handelt es sich nicht mehr um attische Interpolation, sondern es wäre ein auf attischem Boden erwachsenes Stück Dichtung.

14) Roemer, HGG. 16 f. Ihm widersprach Arthur Ludwich, indem er τῇ ἐχομένῃ (ἡμέρᾳ) zu ergänzen suchte, BphW. 1902 S. 37. Doch hat Roemer seine Ansicht aufrecht erhalten, besonders deutlich in seinem Nachwort zu Belzners Homerischen Problemen I (1911) S. 154 ff. 14a) Die Entstehung der homerischen Gedichte (1894) S. 164. Ehrhardt bekennt sich (S. CIX) ausdrücklich zu dem Glauben an die Redaktion durch Peisistratos.

»Gedichtet haben Athener an der Ilias nicht; die war lange fertig, ehe sie zu ihnen kam. Interpoliert haben sie den Katalog, die Epipoleis und hier oder da etwas«: so wird entschieden (IH. 509). Damit ist eine Frage berührt, der wir schon hier nicht aus dem Wege gehen dürfen: welcher Art und wie bedeutend sind die einzelnen Stellen, an denen in dem älteren der beiden Epen schon Athenisches hervortritt? Scott hat sie in der zweiten seiner Abhandlungen (s. Anm. 12) gesammelt und im einzelnen gewürdigt, um die Frage zu entscheiden, ob darin wohl Spuren athenischen Einflusses zu erkennen seien. Aber er hat diese Frage immer nur so verstanden: ob eine Erwähnung wohl in der Absicht interpoliert sein könne, dem Volke oder seinem Herrscher zu schmeicheln. An eine andre Möglichkeit scheint er nicht gedacht zu haben.

Im Katalog zunächst erscheinen Aias und Salamis (B 557/8) allerdings etwas gewaltsam eingeführt; und die beiden Verse können ohne Anstoß entfernt werden, ebenso wie dicht vorher die drei (553/5), die das Lob des Menestheus enthalten (vgl. oben S. 113). Dieses selbst aber und das athenische Kontingent würden bleiben; auch von Wilamowitz werden die betreffenden Verse (B 546—52. 556) im Texte belassen¹⁵⁾. Nun ist der ganze Schiffskatalog durch Nestors taktischen Vorschlag κρῖν' ἄνδρας κατὰ φύλα, κατὰ φρήτρας (360—368) in ähnlicher Weise vorbereitet wie manches andre Stück der Ilias, besonders deutlich der Waffentausch. Und daß die Gliederung der Bürgeraufgebote in Phylen und Bruderschaften, wozu Nestor rät, in Athen noch unter Peisistratos bestanden haben müsse, während in Ionien die Phratrien früher erstorben seien, wird gerade von Wilamowitz (IH. 293 f.) hervorgehoben. Danach muß man doch sagen, daß noch im athenischen Kulturkreise an der Ilias gedichtet worden ist. Wer statt dessen von »attischer Interpolation« sprechen will, muß sich nur darüber klar sein, daß dieser Ausdruck dann in doppeltem Sinne gebraucht wird. Einmal würde er Zusätze bezeichnen, die in erkennbar athenischem Interesse in eine bereits vorhandene Grundlage eingearbeitet wären, das andre Mal bezöge er sich auf die Entstehung dieser Grundlage selbst, deren jüngste Schicht schon mit Berücksichtigung athenischer Verhältnisse gedichtet ist. — Von solcher Abstufung bekommen wir gleich ein weiteres Beispiel. N 195 f. werden zwei athenische Führer, Stichios und wieder Menestheus, genannt, die einen Gefallenen fortschaffen: ein seltsames Bild (τινὲς χλευάζουσιν

15) In dem Kapitel über B spricht er nur von dem Lobe des Menestheus in den drei Versen (553/5), durch deren Verwerfung Zenodot seinen Scharfblick bewiesen habe (IH. 273). Also hält er die sieben vorhergehenden Verse für echt; denn sonst würde er gerade den Unterschied nicht anerkennen, den Zenodot gemacht hat. Wenn es dann in der Schlußübersicht (S. 512) heißt, der Abschnitt 546—558 sei »attisch überarbeitet«, so kann sich das nur auf jene beiden Interpolationen beziehen.

ὡς νεκροφόρους, Schol. Townl.). Von Stichios erfahren wir O 329/31, daß Hektor ihn tötet, Μενεσθῆος μεγαθύμου πιστὸν ἑταῖρον; und ebendort fällt von Äneas Hand Iasos, gleichfalls ein Führer der Athener, υἱὸς δὲ Σφήλοιο καλέσκετο Βουκολίδαο (337 f.). Wilamowitz macht auf das befremdliche Hervortreten der Athener an beiden Stellen aufmerksam: der Bukolide erinnere an die attischen Geschlechter der Butaden und Buzygen (IH. 237); wenn Stichios zweimal vorkomme, so zeuge dies dafür, daß beide Partien denselben Verfasser haben. Von dem habe dann ein Interpolator N 691, wo Stichios zum dritten Mal erscheint, den Namen geborgt (S. 221). Also N 195 f. und O 329 ff. wird auf Annahme einer Interpolation, die sich nicht glatt würde ausscheiden lassen, ausdrücklich verzichtet. Gewiß mit Recht; aber dann gehört beidemal die Erwähnung athenischer Männer dem noch andauernden Wachstum der Dichtung an.

Ob dies nicht auch für das andre Vorkommen im N gilt? Es ist innerhalb der Versreihe 679—724, wo unter Völkerschaften des östlichen Hellas, deren Tüchtigkeit im Kampfe gerühmt wird, auch Ἴάονες ἐλκεχίτωνες auftreten, Ἀθηναίων προλελεγμένοι, und als ihre Führer wieder Menestheus, Stichios und zwei andre (685. 689/91). Wilamowitz erwähnt kurz die Anstöße, die man an der nachfolgenden Schilderung genommen hat, die vielen Abweichungen von homerischer Art, z. B. in der Charakteristik der Lokrer, und urteilt richtig (S. 227 f.): »Die Tendenz kann nur die Verherrlichung dieser Stämme, ganz besonders der Lokrer sein; das ist erst im Mutterlande möglich, auch in Athen, aber nicht notwendig dort«. Wenn er jedoch hinzufügt: »Damit ist gesagt, daß wir eine Interpolation anzuerkennen haben«, so dürfen wir uns nicht ohne weiteres gefangen geben. Er selbst ist ja überzeugt, daß die Ilias fertig war, ehe sie nach Athen kam, und nennt alles, was dort noch hinzugetreten ist, »Interpolation«; für andre ist dies eine offene, und eine recht wichtige Frage, ob die Stücke, die attischen Gedankenkreis verraten, Einschiebsel waren in einen abgeschlossenen Bestand oder wuchernder Fortsatz eines noch werdenden.

Für die beiden noch übrigen Stellen, an denen der Athener Menestheus eine Rolle spielt, in M und Δ, möchte ich das zweite mit aller Bestimmtheit behaupten. Stark an der Handlung beteiligt ist er in der Teichomachie, wo der Angriff des Sarpedon und Glaukos sich gegen seinen Gefechtstand richtet, so daß er den Aias zu Hilfe ruft (M 331 ff.). Scott meint (Class. Philol. VI 421), diese Erzählung könne den Athenern keine Freude gemacht haben, weil Menestheus darin als ein Feigling erscheine. Allerdings heißt es: τοὺς δὲ ἰδὼν ῥίγησ' υἱὸς Πετεῶο Μενεσθεύς. Aber derselbe Ausdruck wird zweimal, in ähnlicher Situation, von

Diomedes gebraucht (E 596. A 345), zweimal von Aias selber (O 436. Π 119); und immer war es doch in M der Salaminier, der dem Athener Hilfe brachte. — Wilamowitz sieht in dieser ganzen Partie, die von den Lykiern erzählt (290—429), eine Eindichtung, die für den Ort gemacht sei, an dem sie jetzt steht; doch sei diese Episode an sich gut, und sogar alt. Er glaubt (IH. 214), sie habe bereits in dem Hektor-Gedichte gestanden, das er hier als Grundlage der Überarbeitung zu erkennen meint, einer Überarbeitung, die nicht erst der eigentliche Ilias-Dichter, Homer, sondern schon sein letzter Vorgänger vorgenommen habe. Bringen wir uns diese Chronologie zum Bewußtsein: die Teichomachie ¹⁶⁾ war im wesentlichen fertig, als Homer die Ilias schuf, um 750 v. Chr. (S. 358. 373); als Stück der Teichomachie schon von einem älteren Bearbeiter mit übernommen, selbst also noch greifbar älter, die Lykier-Episode mit Einschluß des Atheners Menestheus. — Daß sie zu solcher Konsequenz nötigt, ist einer der dunkelsten Punkte in Wilamowitz' gesamter Analyse der Ilias. Er selbst aber, der doch an das hohe Alter der Lykier-Episode in M glaubt, hatte nun vollends keine Ursache, für Menestheus in der Epipoleis (Δ 327/8. 336—338) anzunehmen, daß er »im athenischen Interesse eingefügt« sei, zumal er doch zugeben mußte: »Die Einfügung ist geschickt; sie läßt sich nicht mechanisch auslösen« (S. 273). Wir bleiben dem Gewirre sich drängender und wieder aufhebender Folgerungen fern, und stellen fest: sowohl die Teichomachie wie die Epipoleis sind für ein Publikum gedichtet, das sich freute, von Athenern vor Ilios und von ihrem Führer Menestheus etwas zu hören. Und das wird denn wohl ein athenisches Publikum gewesen sein. Dazu stimmt es vollkommen, wenn die Athener sich später einmal den Mitylenäern gegenüber auf ihre Teilnahme am troischen Kriege beriefen, wie vor dem Tyrannen Gelon auf Homers Anerkennung des Taktikers Menestheus (Herodot V 94. VII 6). Allen meint, das würde unmöglich gewesen sein, wenn beide Stellen erst durch Interpolation des Peisistratos hereingekommen wären (Class. Quart. VII (1913) p. 46). Richtig. Aber unsere Auffassung der athenischen Elemente im Epos wird von diesem Einwande nicht getroffen.

Nach dieser Auffassung werden wir Zenodots Athetese von B 553/5, einerlei wie sie begründet war (oben S. 113), nicht zustimmen, aber auch die Ansicht des Dieuchidas, daß der ganze von Athen handelnde Abschnitt (546—556) durch Peisistratos eingeschoben sei, nicht wörtlich gutheißen, sondern dahin modifizieren, daß zur Zeit des Peisistratos mit anderen Erwähnungen der Athener auch diese hinzugedichtet worden

¹⁶⁾ Als sehr jung erkennt die Teichomachie Bethe und verwendet diese Erkenntnis im Zusammenhang seiner Kombinationen über »Zeit und Einheit der Ilias« (Njb. 43, 1919) S. 6f.

ist. Daß der Vers über Salamis (B 558) etwas anderer Art ist, wurde schon anerkannt; und zugleich ist dies das einzige der auf Athen bezüglichen Stücke, das nicht in alle Handschriften des Altertums und der späteren Zeit übergegangen ist. Immerhin hielt schon Aristoteles (Rhet. I 15) auch diesen Vers für echt. Mag man demnach von »Interpolationen des Peisistratos« oder (richtiger) von einer jüngsten, attischen Schicht im Epos sprechen, jedenfalls haben diese Zusätze dauernden Erfolg gehabt und geben durch ihr Vorhandensein Zeugnis, daß erst nach ihrem Eintritt oder spätestens mit ihrem Eintritt der Homertext die abschließende Gestalt empfangen hat, in der er auf uns gekommen ist. Auch Wilamowitz (HU. 240) fragt: »Wie in aller Welt hätte Peisistratos »interpolieren sollen, wenn er keinen Text machte, und zwar, da die »Verse in allen Exemplaren standen, den Vulgärtext machte?« Merkwürdig genug — auch Ludwig (II 404) wundert sich darüber —, daß Wilamowitz nicht selbst aus dieser Erwägung den Schluß gezogen hat, daß die »Peisistratos-Legende« in Wahrheit etwas ganz anderes ist als eine Legende.

2. Noch einen anderen Grund dafür — der weder bei Scott noch bei Allen überhaupt Erwähnung findet — hat gerade Wilamowitz kräftig hervorgehoben und anschaulich gemacht: die Färbung der Sprache, von der schon die Rede war. Er schildert (HU. 255 ff.) zunächst das Fortleben des Epos im athenischen Kulturkreise in der Zeit vor Entstehung der Tragödie. Seit den Erfolgen der Perserkriege habe sich Athen zur »Kapitale von Hellas« gehoben; »mochte sein politischer Vorrang bestritten sein, an der geistigen Suprematie war nichts zu ändern«. So sei es im 5. Jahrhundert gewesen, und nach dem Sturze des Reiches so geblieben. »Der politische Untergang Athens steigert sogar nur den »geistigen Einfluß. Athen zentralisiert die Bildung: kein Wunder, daß »die Nachwelt den Homer durch Athen empfing; Athen zentralisiert den »Buchhandel: kein Wunder, daß man nachher nur attische Homere »hatte. — — Wir würden einen anders entstellten, aber auch einen entstellten lesen, wenn statt Athen etwa Korinth die weltgeschichtliche »Rolle gespielt hätte.« Wilamowitz hält es *in abstracto* für möglich, »daß im 4. oder 3. Jahrhundert Handschriften existiert haben, welche »vom Attischen unbeeinflusst waren. — — Aber die abstrakte Möglichkeit »hilft zu nichts; das konkrete Faktum ist für keinen Vers erwiesen und »wird in irgendwie erheblicher Ausdehnung nie mehr erwiesen werden »können.« Das ist vollkommen richtig; und mit diesem Tatbestande müßten sich Scott und Allen irgendwie auseinandersetzen. Scott weist auf Platons Ion hin, aus dem wir doch hörten, wie auch in Athen die Rhapsoden aus Ionien kämen, und malt mit gutem Humor die Kon-

sequenz aus, zu der meine Theorie führen würde: *That this Ionian bard should come to Athens, exchange his old Homer for the new, and yet take it so naturally that neither he nor Socrates ever mentioned the matter* (Class. Philol. IX 403). Wie weit in den Rhapsodenschulen zu Sokrates' Zeit geschriebene Texte die Grundlage der Übung bildeten, weiß ich nicht (vgl. oben S. 104). Angenommen, Ion von Ephesos hatte aus einem solchen seine Kenntnisse, so war das doch — nach meiner Theorie — ein auf athenische Quelle zurückgehender Text. Meine Theorie könnte ja falsch sein; um sie aber zu widerlegen, ist es kein geeignetes Mittel, daß man zeigt, wie sie zu Folgerungen nicht stimmt, die sich aus den Theorien anderer ergeben. — Wilamowitz kam in dem Kapitel über die »μεταγραψάμενοι« ausführlicher auf den attischen Einfluß zu sprechen, den er hier (S. 301. 323) auch durch einzelne Beispiele erläutert hat: ἔως τέως, ἔωσφόρος, Ἀγέλεως, Πηλέως υἱέ für Πηλῆος υἱέ, Ἀτρείδης für Ἀτρείδης, zahlreiche Fälle von Kontraktion, die den Vers stören usw. Ein Teil der Beispiele, die er anführte, war allerdings insofern anfechtbar, als in ihnen wohl nicht eine attische Tünche auf echte Formen der epischen Sprache aufgetragen ist, vielmehr das ionische Element erscheint, welches innerhalb der lebendigen epischen Sprache dem älteren äolischen beigemischt ist; dahin gehörte z. B. ἰέναι für ἵμεναι und vor allem die Vernachlässigung des *f*. Im einzelnen blieben reichlich Fragen zu stellen.

Sehr willkommen war deshalb die monographische Behandlung, die neuerdings Jacob Wackernagel dem Gegenstand hat zuteil werden lassen, zuerst im VII. Bande der Glotta (1916), gleich darauf erweitert in Buchform: »Sprachliche Untersuchungen zu Homer« (1916). Dabei hat er an eigne Arbeiten früherer Zeit angeknüpft und sich mit manchen abweichenden Ansichten, die inzwischen, z. B. von Jacobsohn¹⁷⁾ vorgebracht waren, auseinandergesetzt. Gegen ihn wandte sich dann Wilamowitz in einem Nachtrage des Ilias-Buches: »Der attische Homer«, IH. (1916) S. 506—511. Diese Bemerkungen erschienen, als Wackernagels erweiterte Ausgabe nahezu fertig gedruckt war, so daß er darauf keine Rücksicht mehr nehmen konnte.

Seine beiden ersten Kapitel hat er überschrieben: »Die attische Redaktion des Homertextes« und »Die Attizismen der homerischen Dichter«. Darin kommt der Grundgedanke der Untersuchung klar zum Ausdruck. Denn gerade darum handelt es sich, ob die Attikisierung der Sprachform, die »überhaupt bloß in einigen Fällen konsequent, meist nur sporadisch« vorliegt (S. 6), erst nachträglich in den Text gekommen ist

17) Hermann Jacobsohn, Der Aoristtypus ἄλτο und die Aspiration bei Homer. Philol. 67 (1908) S. 325 ff. 481 ff.

oder ob sie den Dichtern selbst zugeschrieben werden muß. Diese Erwägung stellt Wackernagel für jede einzelne Gruppe von Erscheinungen mit großer Sorgfalt an. Keineswegs immer gelangt er zu einem bestimmten Ergebnis; wo das aber der Fall ist, kann man kaum anders als ihm zustimmen. In die erste Kategorie gehört wahrscheinlich (er urteilt sehr vorsichtig) der Lautbestand π - und $\acute{\omicron}\pi$ - im interrogativen und relativen Pronominalstamm, wo das Ionische Herodots κ - und $\acute{\omicron}\kappa$ - bietet. Außerhalb der spezifisch äolischen Formen mit $\pi\pi$ müßten wir bei Homer durchaus Formen mit κ erwarten; wenn statt dessen π erscheint, so darf man »die Frage aufwerfen, ob dieses nicht erst in West-ionien, speziell in Attika, der homerischen Sprache zugekommen sei« (SUH. 35/7). — Äolisches $\mu\acute{\alpha}\nu$ und ionisches $\mu\acute{\epsilon}\nu$ stehen bei Homer nebeneinander; die dritte Form, $\mu\eta\nu$, kann nur durch attischen Einfluß in den Text gelangt sein. Und da $\eta\ \mu\eta\nu$, $\kappa\alpha\iota\ \mu\eta\nu$, auch $\omicron\ \mu\eta\nu$ von jeher geläufige attische Verbindungen gewesen sind, so ist es sehr wohl möglich, »daß $\mu\eta\nu$ an einigen Stellen dem Verfasser angehört, also die Verse selbst (nicht bloß deren überlieferte Schreibung) aus Attika stammen« (S. 21 f.). — Das Wort $\beta\omicron\upsilon\varsigma$ bedeutet 'Rind' oder 'Schild', letzteres in den Formen $\beta\omicron\omega\nu$ II 636, $\beta\acute{\omicron}\epsilon\omicron\sigma\varsigma$ M 105, $\beta\acute{\omicron}\alpha\varsigma$ M 137 und Acc. Sing. $\beta\acute{\omega}\nu$ H 238, woneben 24 mal $\beta\omicron\upsilon\nu$ als Bezeichnung des Tieres belegt ist. Sicher hat es eine Zeit gegeben, wo auch dieser Kasus nur eine Form hatte; denn die wirkliche Sprache, sei es die volkstümliche oder die Kunstsprache der Dichter, hatte keinen Anlaß gerade hier zu differenzieren, während sie $\beta\omicron\omega\nu$, $\beta\acute{\omicron}\epsilon\omicron\sigma\varsigma$, $\beta\acute{\omicron}\alpha\varsigma$ ohne Anstoß in doppeltem Sinne gebrauchte. Dagegen vom Standpunkt einer attischen Textrezension ist es verständlich, daß man das mundartfremde $\beta\acute{\omega}\nu$ in geläufiges $\beta\omicron\upsilon\nu$ verwandelte und es nur an der einen Stelle beibehielt, wo es, in der nicht mehr lebendigen Bedeutung 'Schild', wie ein Fremdwort empfunden wurde (S. 12 f.).

Das vielfache Schwanken und die Widersprüche, die in unseren Handschriften wie in den Ansichten der Grammatiker in betreff der Aspiration bei Homer hervortreten, lassen noch erkennen, daß die echte, d. h. vorattische, epische Sprache in der Weglassung des Spiritus asper der ionischen Mundart Herodots entweder gleich oder doch sehr nahe stand. Wenn Aristarch $\acute{\alpha}\delta\eta\nu$, $\acute{\alpha}\delta\iota\nu\acute{\omicron}\varsigma$, $\acute{\alpha}\theta\rho\acute{\omicron}\omicron\varsigma$ verlangte statt $\acute{\alpha}\delta\eta\nu$, $\acute{\alpha}\delta\iota\nu\acute{\omicron}\varsigma$, $\acute{\alpha}\theta\rho\acute{\omicron}\omicron\varsigma$, so folgt daraus für die Frage nach dem echt homerischen Lautbestande gar nichts; denn Aristarch hielt Homer für einen Athener und war durch diese irrtümliche Anschauung außerstand gesetzt, die Reste der ursprünglichen, nicht bloß äolischen sondern auch ionischen Psilos, die sich bei Homer erhalten hatten, richtig zu beurteilen. — Die Ansicht, die vor 25 Jahren in diesen Sätzen ausgesprochen wurde, ist jetzt durch

Wackernagels Untersuchung (S. 40 ff.) bestätigt und tiefer begründet worden, besonders gegenüber der von Jacobsohn aufgestellten Hypothese (Philol. 67 S. 352). Dieser meint, unser Homertext stamme aus demjenigen Teile des ionischen Sprachgebiets, wo die Psilose nicht herrschte, also von den Inseln; mit der Aspiration, wie sie von dort durch Inschriften bezeugt ist, sei bei Homer die äolische Psilose kombiniert. Dagegen macht Wackernagel mit Recht geltend: erstens sei von einem starken Anteil der Inselionier an Redaktion oder Abfassung der homerischen Gedichte sonst nichts bekannt; zweitens aber, wenn die Erscheinung der Psilose im Epos ein äolisches Element sein solle, so dürfe sie nicht an charakteristisch ionischen Wortformen hervortreten, wie dies doch bei ἄτερ, ἴρηξ, ἦμαρ, ἥλιος, ἦμυρτε der Fall sei. Der ganze Tatbestand lasse sich am besten erklären unter der Annahme, »daß in einem ostionischen Homertexte, worin Psilose völlig durchgeführt war, auf alle diejenigen Wortformen, die auch attisch waren, die attische Weise der Aspirierung übertragen wurde, die übrigen Wortformen einfach den Lenis behielten«. So steht ἡμέρη neben ἦμαρ, einmaliges Ἥλιος (θ 271) neben ἥλιος, ἐπεσθαι ἐφέπειν μεθέπεις neben ὀπάζειν ὀπηδεῖ ὀπάων, ἦμαρτε neben ἦμυρτε usw. Die Wörter, die bei Homer den Lenis aufweisen, haben ihn im Attischen entweder auch oder fehlen hier; Wörter, die bei Homer sicher aspiriert sind, erscheinen entweder auch im Attischen so oder, wenn für ein einzelnes die genaue Entsprechung fehlt, so gehört es einer Sippe an, die mit Asper dem Attischen geläufig ist. Im allgemeinen stimmt beides; einzelne Unklarheiten werden von Wackernagel eingehend geprüft und gewürdigt.

Die Durchführung der attischen Aspiration wie die von π für κ war Sache der schriftlichen oder mündlichen Überlieferung; eine Mitwirkung der am Epos schaffenden Dichter braucht zur Erklärung nicht in Anspruch genommen zu werden. Was an attischer Sprachform von diesen herkommen soll, kann, da doch Athenisches erst als jüngste Schicht herangetreten ist, höchstens in Einzelheiten bestehen. Von dieser Art sind z. B., nach Wackernagels Darlegung (S. 116/8. 113/5), ἀμόθεν γε α 10, für das ich zuversichtlicher als er solche Herkunft (vgl. att. ἀμηγέπη, ἀμωσγέπως) behaupten möchte, und βεβῶσα υ 14. Wenn für den Anteil der Göttin Athene an der Phäaken-Handlung Marathon, das breitstraßige Athen und das Haus des Erechtheus im Hintergrunde stehen (η 80 f.), so können wir uns nicht wundern, hier eine Form wie ἐπέκειντο ζ 19 zu finden, deren ν einen attisch redenden Dichter verrät; und dazu stimmt ἦντο Γ 153 in der Teichoskopie, deren Verfasser sich — nicht bloß durch Erwähnung von Theseus' Mutter Aithra 144 — mit der attischen Version der Helena-Sage vertraut zeigt. Ein drittes Beispiel dieser

unionischen Bildung, τὼ μὲν ἄρ' ἄμφω κείντο ἐπὶ χθονὶ πουλυβοτείρῃ Φ 426 in der späten Theomachie, wird dann unbedenklich auf das gleiche Konto gesetzt werden können (SUH. 98/9). Zu Ψ 226 f.:

ἦμος [δ'] ἑωσφόρος εἴσι φάος ἑρέων ἐπὶ γαῖαν,
ὄν τε μέτα κροκόπεπλος ὑπεῖρ ἄλα κίδναται Ἡώς,

hat Bergk (Griech. Literaturgesch. I 451. 640) beobachtet, daß da ebenso wie Ω 12 f. (οὐδέ μιν Ἡὼς φαινομένη λήθεσκεν ὑπεῖρ ἄλα τ' ἠϊόνας τε) eine Anschauung hervortritt, die nur im Westen des Ägäischen Meeres gewonnen sein kann. Wackernagel, der daran anknüpft, erkennt in der singulären Form ἑωσφόρος eine Spur attischer Herkunft (S. 105 f.). — Gegen die Verwertung dieser beiden Zeugnisse, -ντο und ἑως, richtet sich vorzugsweise der Einspruch von Wilamowitz (IH. 507/9). Statt (ἐ)κείντο, ἦντο will er (ἐ)κέατο, ἔατο schreiben, die mit Kontraktion zu sprechen seien; dabei stört es ihn nicht, daß er, um eine überlieferte, geschichtlich erklärbare Singularität zu beseitigen, eine selbstgeschaffene, vorläufig unerklärte einsetzt. Über Wackernagels Deutung von ἑωσφόρος spottet er: »Da war die famose peisistratische Kommission wohl von Peisistratos nach Brauron eingeladen, als eins ihrer Mitglieder den Vers machte;« vielmehr könne das vom Dichter beschriebene Phänomen überall beobachtet werden, auch an einem Punkte, wo die Sonne durch Berge im Osten lange verdeckt sei, der Blick auf das Meer aber frei. Für die Ausbreitung des Glanzes über die Fläche mag das stimmen; hier aber soll das eine Begleiterscheinung sein zum Aufstieg des Morgensternes¹⁸⁾. Und schließlich bleibt bei Wilamowitz' Erklärung die Hauptsache unerklärt: in dem attischen Namen des Morgensternes liege die Verderbnis zutage, aber die echte Form, die dadurch verdrängt sei, könne er nicht finden.

Wir bleiben also bei dem gewonnenen Resultat: der Werdegang des Epos hat sich bis in die Zeiten erstreckt, in denen Athener die Hauptträger seiner Fortpflanzung geworden waren; in bestimmten Stücken des Inhaltes wie in einzelnen Laut- und Flexionsformen tritt ein Anteil attischer Dichter hervor. Wer beides bestreitet, muß doch zugeben, daß der gesamte Text einer Überarbeitung durch athenische Herausgeber und Abschreiber unterzogen worden ist und uns deshalb in einer attisch gefärbten sprachlichen Gestalt vorliegt¹⁹⁾. Wilamowitz gibt das

18) Wie sorgfältig in Dingen dieser Art die homerische Ausdrucksweise dem Standpunkte des Beobachters Rechnung trug, zeigt der Unterschied in der Bezeichnung des Sonnenaufganges, den Aristarch zu H 422. Θ 485 angemerkt hat. Vgl. Lehrs Ar. 175; Roemer KrE. 587 f. 19) Dieser Tatbestand liegt so offen zutage und bildet den Gegenstand so ernsthafter wissenschaftlicher Diskussion, daß wir darauf verzichten können, was in den beiden früheren Auflagen geschehen war, ihn selbst noch gegen die Behauptung, er sei gar nicht vorhanden, zu verteidigen. Arthur Ludwig war es, der dies behauptete (II § 44), weil die Tatsache nirgends durch äußere Zeugnisse bescheinigt sei.

nicht nur zu, sondern er hat das Verdienst, dieses Verhältnis — meines Wissens als erster — klar erkannt und zu einem wichtigen Stützpunkt weiterer Untersuchung gemacht zu haben (oben S. 121). Aber nun tut sich in seinen eignen Gedanken ein Widerspruch auf. Man mag die geistige Vorherrschaft Athens im 5. und 4. Jahrhundert, die Ausbreitung des athenischen Buchhandels noch so groß annehmen: beide reichen nicht aus, um es begreiflich zu machen, wie alle älteren, nicht-attischen Exemplare der Gedichte so vollständig aus der Welt verschwinden konnten. Wilamowitz schrieb einst (HU. 255): »Die Ilias und die Odyssee sind in ihrer jetzigen Gestalt notorisch älter als Peisistratos.« Ein gutes Wort, dieses »notorisch«: es zeigt dem Leser die Stelle an, wo er Vorsicht zu üben hat, dem Autor, wenn er nach Jahren zum Leser geworden, wo eine Lücke in seiner Beweisführung geblieben ist, die er ausfüllen müßte. Aber davon sehen wir in diesem Falle nichts. Auch jetzt heißt es (IH. 359) mit bezug auf das Zeitalter des Archilochos: »Es versteht sich von selbst, daß das Epos damals zu ausgiebiger Aufzeichnung kam; in den Kreisen der Rhapsoden mußte es schon längst niedergeschrieben sein.« Wenn das wirklich so gewesen ist, wo sind denn all diese Exemplare geblieben? wie konnten sie bis zu dem Grade verloren gehen, daß diejenigen Ausgaben, von denen wir nachher innerhalb des ionischen Kulturgebietes etwas erfahren, die massilische, chiische, erst wieder aus athenischen Vorlagen abgeschrieben werden mußten? Sollen wir wirklich denken, daß die Konkurrenz des athenischen Buchhandels eine so verheerende Wirkung gehabt hat? Alles drängt auf die Erkenntnis hin, daß eben deshalb alle späteren Exemplare aus athenischer Quelle geflossen sind, weil die Gedichte in Athen zum ersten Mal aufgeschrieben worden waren.

3. Die attische Färbung der homerischen Sprache und der feste Platz, den sich, auch abgesehen von gewissen Interpolationen des Peisistratos, kleinere und größere Stücke athenischen Wachstums im Text errungen haben, würden uns, wenn kein überliefertes Zeugnis vorläge, zu der Hypothese nötigen, daß zur Zeit dieses Herrschers in Athen die erste Niederschrift stattgefunden habe. Der dritte Grund kommt nun hinzu: die Fehler, die bei der Umschrift aus dem attischen ins ionische Alphabet gemacht worden und allen alten Handschriften gemeinsam gewesen sind. Allerdings für $\kappa\alpha\iota\rho\omicron\sigma\acute{\epsilon}\omega\nu$, $\theta\epsilon\omicron\upsilon\delta\acute{\eta}\varsigma$, $\delta\epsilon\nu\nu\acute{\omicron}\nu$ u. ä. könnte das ältere Alphabet ein altionisches gewesen sein, aber kaum für $\omega\lambda\epsilon\sigma\acute{\iota}\kappa\alpha\rho\tau\omicron\varsigma$, $\pi\epsilon\rho\iota\omega\sigma\iota\omicron\varsigma$, $\nu\alpha\iota\epsilon\tau\acute{\alpha}\omega\sigma\alpha\nu$, $\acute{\alpha}\rho\omicron\omega\sigma\iota$, und sicher nicht für $\mu\acute{\epsilon}\sigma\sigma\psi$ $\gamma\epsilon$, $\epsilon\gamma\rho\epsilon\tau\omicron$, $\omega\mu\eta\sigma\tau\acute{\eta}\varsigma$. Denn fast überall, wo ionisch geschrieben wurde, bediente man sich von Anfang an des Zeichens Ω ; und ein Alphabet ohne H im Sinne von η gab es auf ionischem Gebiet überhaupt nicht. Dies hat Fick (Bzb. Btr. 30

[1906] S. 297) mit Recht betont. Daß die Umschrift nicht unmittelbar nach der ersten Aufzeichnung, aber auch nicht später als im Laufe des 5. Jahrhunderts erfolgt sein kann, haben wir gesehen (oben S. 101 f.). Daß sie überhaupt stattgefunden habe, schien uns (S. 110 f.) nur deshalb noch zweifelhaft, weil man dann voraussetzen mußte, daß alle Homerausgaben des Altertums aus attischen Exemplaren abgeschrieben worden seien. Nachdem diese Voraussetzung von zwei anderen Seiten her begründet worden ist, dient sie der Umschriftstheorie nun ihrerseits zur weiteren Bestätigung.

V

Dies alles ist so einfach und einleuchtend, daß man sich nur wundern muß, wie gerade Wilamowitz es nicht anerkennen konnte, der doch so wesentlich dazu beigetragen hat das Material für die Beweisführung herbeizuschaffen und zu sichten. Ich meine drei Erwägungen zu erkennen, die ihn und andere von der richtigen Einsicht zurückgehalten haben.

1. »Die Staubwolke, welche Fr. A. Wolf mit seinen irrigen Vorstellungen von der Jugend der Schrift aufgewirbelt hat, ist verflogen«: mit diesem Satz eröffnete Wilamowitz (HU. 286) seine Erörterungen über das Alter der Schrift in Griechenland¹⁹⁾. Es wurde ihm nicht schwer zu zeigen,

19) Wilamowitz' Urteil über Wolf war immer von auffallender Unfreundlichkeit. So begrüßte er mit Genugtuung den Nachweis, den Finsler erbracht zu haben glaubte, daß das Wesentliche der Gedanken, mit denen Wolf die moderne Homerkritik eröffnet zu haben schien, gar nicht sein geistiges Eigentum gewesen sei. Dies war das Ergebnis von Finslers Abhandlung »Die 'Conjectures Académiques' des Abbé d'Aubignac«, NJb. 15 [1905] S. 495—509, kurz wiederholt in seinen Büchern »Homer« (1908) S. 526 und »Homer in der Neuzeit« (1912) S. 210. Darauf gestützt erklärte Wilamowitz (IH. 15): Finsler hat sich ein »Verdienst erworben, indem er dem Abbé d'Aubignac den Ruhm endlich gesichert hat, um den ihn F. A. Wolf betrogen hatte. Die Franzosen haben ihren Landsmann nicht geschätzt; wir Deutschen sühnen gern, was die Selbstsucht eines Deutschen gesündigt hat.« Bald darauf hat sich dann auch ein französischer Schriftsteller des Gegenstandes angenommen, Victor Bérard in dem 288 Seiten starken Buche »Un Mensonge de la science allemande. Les 'Prolégomènes à Homère' de Frédéric Auguste Wolf« (1917), der nun allerdings unter Wirkung der Kriegspsychose so weit ging (in seinem letzten Kapitel), den Fall als typisch für das Verhältnis deutscher zu ausländischer Wissenschaft hinzustellen. Gegen dieses »pamphlet antiwolfien« und für Anerkennung des weiten Abstandes, der die Albernheiten (*balivernes*) der leichtfertigen und beschränkten Homerkritik d'Aubignacs von der ernsten und tiefgründigen Forschung Wolfs trenne, haben sich alsbald aus den Kreisen der französischen Wissenschaft selber Stimmen erhoben. Darüber berichtet Max Pohlenz am Schluß einer sorgfältigen Untersuchung der Frage: »Un mensonge de la science allemande?« (NJb. 43 [1919] S. 340—374), die er auf Grund eigener Lektüre der Schrift von d'Aubignac, nicht bloß des Finslerschen Auszuges, angestellt hat. Der Abbé war 1676 in hohem Alter gestorben, seine Abhandlung 1715, zunächst ohne Nennung des Verfassers, gedruckt worden. Wolf hat sie erst kennen gelernt, als ihm die Auffassung, die er später in den Prolegomena vorgetragen hat, in den Grundzügen schon feststand: dies weist Poh-

daß die Wissenschaft auf diesem Gebiete seit Wolf große Fortschritte gemacht hat; aber den Zweck, dem diese Ausführungen im Zusammenhange seiner ganzen Untersuchung dienen sollten, erreichten sie nicht. Wenn wir wirklich zugeben, daß das phönizische Alphabet spätestens im 10. Jahrhundert von den Griechen rezipiert worden ist (S. 287), so folgt daraus doch gar nichts für die Frage, ob Ilias und Odyssee im 8., 7. oder 6. Jahrhundert zuerst aufgezeichnet worden sind. Man müßte denn mit Valeton (Mnemos. 24 S. 408) glauben, weil ums Jahr 590 griechische Söldner in Abusimbel ihre Namen in Stein geritzt haben, so sei es unwahrscheinlich, daß zur selben Zeit die Rhapsoden die Schreibkunst verschmäht hätten. Doch auch wer sich vor so unzutreffenden Vergleichen hütet, ist leicht in Gefahr, vom Standpunkte unserer literarischen Kultur und unserer verkrüppelten Gedächtnisse aus schief zu urteilen. Die Römer kannten und übten längst die Schrift, ehe sie auf den Gedanken kamen ihr bürgerliches Gesetz aufzuschreiben. So war auch bei den Hellenen der Gedanke, die Heldengesänge, die vielen vollkommen lebendig im Gedächtnis waren, mühsam aufzuschreiben, zuerst gewiß etwas Kühnes und Unerhörtes; und wir könnten uns fast wundern, daß sie schon so früh, nämlich zur Zeit des Solon und Peisistratos, dazu gelangt sind. Haben wir es doch erlebt, daß noch im 19. Jahrhundert das finnische Epos durch Lönnot zum ersten Mal aus mündlicher Überlieferung gesammelt und herausgegeben worden ist; ganz zu schweigen von den Grimmschen Märchen, von denen, wenn die heutigen Gegner der peisistratischen Redaktion recht hätten, ein Philologe der Zukunft müßte behaupten dürfen, sie könnten unmöglich im Jahre 1812 zuerst gesammelt und gedruckt worden sein, weil man in Deutschland die Kunst des Schreibens und der mechanischen Vervielfältigung schon Jahrhunderte vorher gekannt habe.

lenz aus literarischen und brieflichen Zeugnissen nach (S. 359—367). Wichtiger noch ist, daß auch inhaltlich Wolfs Hauptgedanke keine volle Übereinstimmung mit d'Aubignac zeigt. Für ihn kam alles darauf an, daß Ilias und Odyssee ursprünglich nicht hätten aufgeschrieben sein können, während d'Aubignac durchweg voraussetzt, daß auch die Einzellieder, aus denen die beiden Epen entstanden seien, für ein Lesepublikum bestimmt waren (Pohlenz 349 f. 359). Nach dem allen wird man dem *Bel esprit* seinen Ruhm, in keckem Fluge der Wissenschaft vorausgeeilt zu sein, gerne gönnen, und doch dem Schlußurteil von Pohlenz zustimmen: »d'Aubignac hat die modernen Gedanken über Homer zuerst ausgesprochen, aber gewirkt hat er weder in seiner Zeit noch bei der Nachwelt; zeugungs-kräftig hat sich erst Wolfs Theorie erwiesen.« — Zu derselben Gesamtansicht gelangt mit erfreulicher Entschiedenheit ein italienischer Gelehrter, Fausto Nicolini, der gleichzeitig mit Pohlenz die Bérardsche Polemik einer gründlichen Prüfung unterzogen hat (*Divagazioni Omeriche*, Firenze [E. Ariani] 1919), mit genauem Eingehen auf Wolfs Beziehungen auch zu anderen Forschern, die er beraubt haben soll, und voll heiligen Zornes über den Mißbrauch, der hier mit Begriffen wie »Vaterland« und »Wissenschaft« getrieben werde.

Man kann einwenden, und man hat gegen diese Stelle meiner Ausführungen eingewandt, die Märchen seien einzelne kleine Erzählungen, und auch das Kalevala könne mit Ilias und Odyssee nicht auf eine Stufe gestellt werden, weil es Lönnot nicht gelungen sei, eine wirklich organische Einheit in den von ihm gesammelten Stücken herzustellen²¹). Gut! Damit ist zugegeben, daß das Entscheidende nicht in der äußeren Möglichkeit des Aufschreibens liegt, sondern in den inneren Verhältnissen der homerischen Dichtungsart. Daß Generationen hindurch der Helden- gesang nur mündlich fortgepflanzt wurde, also zu irgend einer Zeit zum ersten Male aufgezeichnet worden sein muß, bestreitet niemand; daß die spätere schriftliche Überlieferung der homerischen Gedichte in all ihren Zweigen auf ein athenisches Exemplar zurückgeht, hat Lachmann (Betrachtungen³ S. 31) angenommen und Wilamowitz bewiesen. Daß irgend- wo und irgendwann schon vor der Zeit, da Athen sich der Pflege des epischen Gesanges bemächtigte, jemand die ihm bekannten Stücke aufgeschrieben habe, ist natürlich denkbar, jedoch für uns ohne Bedeutung, weil eine solche Aufzeichnung dann jedenfalls keine Folge gehabt hat sondern wirkungslos versiegt ist. Es ist aber auch, wenn schon denkbar, doch wenig wahrscheinlich. Die Berufung auf die lyrische Poesie, auf Elegie und Iambus (Wilamowitz IH. 359) vermag hier gar nichts: diese Arten der Dichtung trugen von Anfang an einen persönlichen Charakter; was frisch entstand, mußte festgehalten werden, und dazu diente die Schrift. Das Epos beruhte auf uralter Überlieferung, erhalten im Gedächtnis und in den Vorträgen der Rhapsoden; diese hatten das größte Interesse daran, einen Besitz, von dessen Verwertung sie lebten, streng für sich zu bewahren. Wie die römischen Patrizier nur widerstrebend in eine schriftliche Fixierung des Rechtes willigten, so müssen auch die Rhapsoden gezwungen worden sein ihre Vorzugstellung aufzugeben²²). Und dazu stimmt es aufs beste, wenn der Verzicht zu einer Zeit erfolgt ist, in der ihre Kunst und ihr Ansehen schon im Niedergange begriffen waren, in der andererseits eine Macht ihnen gegenüber- stand, die einen Druck auszuüben vermochte, aber auch in der Lage war für materiellen Verlust die Nachgebenden zu entschädigen. Eine solche Macht war Peisistratos. Ob sich auch die Umstände noch erkennen lassen, die ihn zum Eingreifen veranlaßt haben mögen, ist eine Frage, die wir im Sinn behalten wollen.

21) In Bezug auf Grimms Märchen Andrew Lang, *Homer and his age* (1906) S. 313, in bezug auf das finnische Epos Fraccaroli, *Bollettino di filologia classica* 1895 p. 6.

22) Richard Volkmann (Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena [1874] S. 317 f.) hat diesen Gedanken angeregt, ihm freilich eine andre Wendung gegeben als hier geschehen ist.

Man hatte lange Zeit allgemein angenommen, daß die abschließende Bearbeitung der Odyssee, wie sie jetzt vorliegt und allerdings nicht wohl ohne Schrift hergestellt sein kann, spätestens dem 7., die der Ilias vielleicht dem 8. Jahrhundert angehöre. Aber solche Ansätze sind nur Vermutungen; wir müssen sie aufgeben und zu Lachmanns Ansicht zurückkehren, wenn die Tradition von dem Werke des Peisistratos durch äußere Anzeichen und innere Gründe bestätigt wird. Daß dies der Fall ist, haben wir gesehen. Oder sollen wir die Nachricht eben deshalb verwerfen, weil sie überliefert ist?

2. Nicht daß sie überliefert ist, sondern wie sie überliefert ist, erregt Mißtrauen. »Peisistratos und seine Hofphilologen«, meint Wilamowitz (HU. 254), »sind ein Abklatsch von Ptolemaios und den Sammlern des Museion.« Das läßt sich hören; die Möglichkeit jedenfalls liegt vor: in der »Zeit der ausgebildeten Grammatik« kann die Tradition mit unechten Farben ausgemalt und ausgeschmückt worden sein. Oder gab es ursprünglich gar keine Tradition, und das Ganze wäre nur Erfindung der Alexandriner? Von dem einen der vier Gelehrten des Peisistratos, die Tzetzes in dem Plautus-Scholion nennt (oben S. 112), Onomakritos, erzählt doch bereits Herodot (7, 6), daß er im Dienste der Peisistratiden als Sammler und Ordner (διαθέτης) älterer Poesie, der Sprüche des Musaios, tätig gewesen sei. Und Wilamowitz selbst hat es ausgesprochen, daß in jener anekdotenhaft aufgeputzten Erzählung als Kern eine »sehr viel einfachere ältere Tradition« enthalten sei, nach welcher »Peisistratos den Homer, den er sammelte, interpolierte«. Niemand anderem als ihm verdanken wir den Nachweis, daß die Vorstellung von der sammelnden und ordnenden Tätigkeit des Tyrannen keine späte Erfindung ist, sondern bereits im 4. Jahrhundert vor Chr. lebendig gewesen. Nur darüber war uns ein Zweifel geblieben (S. 115), ob diese Vorstellung einen Bestandteil der richtigen Hypothese des Dieuchidas bildete oder der Hypothese als fertige Voraussetzung diente.

Was Wilamowitz neuerdings zur Sache gesagt hat (IH. 14), ist mehr geeignet, das Bedürfnis nach Klarheit fühlbar zu machen als es zu befriedigen. Er verweist auf eine Notiz bei Älian, »wo die Hypothese vorgetragen wird, daß die Rhapsodien, welche Homer gedichtet hatte, in »Unordnung geraten wären und erst durch Peisistratos (die attische Verordnung) in die jetzige Folge gebracht. Man wird das«, so fährt er fort, »von der Tatsache nicht trennen können, daß in den Gedichten, z. B. im »Schiffskataloge, athenische Interpolationen stecken, denn diese Tatsache ist schon im 4. Jahrhundert bemerkt, ohne daß die echte Form des »Kataloges noch nachweisbar gewesen wäre. Das ist wahrlich bedeutsam, erklärt sich aber durch das Übergewicht Athens und seines Buch-

»handels. Der antike Kritiker wird darauf die Hypothese starker »attischer Trübungen« gebaut haben, in der die Modernen bis zu der »wahnschaffenen Behauptung« fortgeschritten sind, Peisistratos hätte die »Ilias« erst herstellen lassen.« — Es bleibt nichts übrig als diesen Wahn, zu dem ich mich nach wie vor bekenne, noch einmal²³⁾ in möglichst faßlicher Form darzulegen, wobei besonders auch auf den Unterschied geachtet werden soll, was in den Aussagen der Alten als Überlieferung und was als Vermutung anzusehen ist.

Sagt Älian das wirklich, die von Homer gedichteten Rhapsodien seien in Unordnung geraten gewesen und von Peisistratos wieder in Ordnung gebracht worden? "Οτι τὰ Ὀμήρου ἔπη πρότερον διηρημένα ἦδον οἱ παλαιοί, οἷον ἔλεγον τὴν ἐπὶ ναυσὶ μάχην καὶ Δολωνίαν τινὰ καὶ ἀριστείαν Ἀγαμέμνονος κτέ. — — ὁπὲρ δὲ Λυκοῦργος ἀθρόαν πρῶτος εἰς τὴν Ἑλλάδα ἐκόμισε τὴν Ὀμήρου ποιήσιν. τὸ δὲ ἀγῶγιμον τοῦτο ἐξ Ἰωνίας, ἡνίκα ἀπεδήμησεν, ἤγαγεν. ὕστερον δὲ Πεισίστρατος συναγαγὼν ἀπέφηνε τὴν Ἰλιάδα καὶ Ὀδύσσειαν (XIII 14). — Wie hätte er sich denn anders ausdrücken sollen, wenn er gemeint hätte, daß Peisistratos die Ordnung erst hergestellt (nicht wiederhergestellt) habe? Gewiß, ἀσύνακτα an Stelle von διηρημένα²⁴⁾ wäre vorsichtiger gewesen; aber συναγαγὼν ἀπέφηνε τὴν Ἰλιάδα weist nach der anderen Seite. Auch Cicero (*Homeri libros confusos antea*) und das Plautus-Scholion (*sparsam prius Homeri poesim*) sprechen so, daß die eine so gut wie die andre Auffassung sich auf sie berufen kann. Unzweideutig ist Iosephus (gegen Apion I 2): Φασὶν οὐδὲ Ὀμηρον ἐν γράμμασι τὴν αὐτοῦ ποιήσιν καταλιπεῖν, ἀλλὰ διαμνημονευομένην ἐκ τῶν ᾠμάτων ὕστερον συντεθῆναι καὶ διὰ τοῦτο πολλὰς ἐν αὐτῇ σχεῖν τὰς διαφωνίας. Trotzdem dürfte Ritschl recht gehabt haben, die im Altertum herrschende Ansicht dahin zu formulieren, daß das Verdienst des Peisistratos bestanden habe in »der Wiederherstellung einer Ordnung, welche durch rhapsodische Vereinzelung sich allmählich gelöst hatte« (1838; Opusc. I 44). Und doch hat auch Wolf recht gehabt, wenn er sich bei dieser Ansicht nicht beruhigen wollte, sondern darauf bestand: *collecta, non recollecta carmina* (Prolog. p. 146).

Dem unreflektierten Denken erscheint die Ordnung, in der ein gegliederter Stoff ihm zunächst entgegengetreten ist, als etwas Normales und Ursprüngliches, was etwa nicht dazu stimmt, als hereingekommene Störung. An die Wirksamkeit solcher Grundanschauung im Systeme der

23) Zum Teil wiederholt aus einer Rezension in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1917 S. 596f. 24) Von denen, die uns über Peisistratos berichtet haben, wird niemand verlangen, daß sie sich bei ihren Worten ebenso viel hätten denken sollen wie Platon, wenn er die erste von zwei korrespondierenden Tätigkeiten des Geistes so bezeichnet (Phädrus 265 D): εἰς μίαν ἰδέαν συνορῶντα ἄγειν τὰ πολλὰ διεσπαρμένα.

dogmatischen Grammatik braucht nur erinnert zu werden. Auf den Gebieten des Rechtes, der Sitte stellt naive Tradition gern einen Gesetzgeber an die Spitze, der auf einen Schlag alles das ersonnen haben soll, was sich tatsächlich in Generationen entwickelt hat; die Stufen dieser Entwicklung erscheinen, rückwärts gesehen, wie Stufen des Abfalls vom Echten und Eigentlichen, das durch eine »Reform« wiederhergestellt werden müsse. Ein Beispiel haben wir gleich wieder in der Geschichte der peisistratischen Frage: die richtige Auffassung, zu der er selber gelangt war, meinte Wolf am besten sicher zu stellen, indem er sie als überliefert nachwies. Wer solchen Zusammenhang psychologisch zu verstehen vermag, wird nicht daran denken, dem Verfasser der Prolegomena hier einen moralischen Vorwurf zu machen; aber einer kleinen Selbsttäuschung war er allerdings verfallen. An der Persönlichkeit Homers, an der des einen Dichters wenigstens für jedes der beiden Epen, zweifelte im Altertum niemand. Wenn also Peisistratos etwas zu ordnen gefunden hatte — und insofern wird die Kunde davon doch wohl auf Überlieferung beruhen —, so war es das Natürliche, vorauszusetzen — und damit sind wir im Bereich der Hypothese —, daß die vom Dichter geschaffene Ordnung in der Zwischenzeit gestört worden war. Etwas anders müssen sich Älian und Iosephus, oder ihre Gewährsmänner, das Verhältnis gedacht haben: zwar ein Dichter, aber noch kein einheitlicher Plan in den Liedern, die er vortrug; den hätten erst die Beauftragten des Peisistratos hineingebracht. Betrachtet man von hier aus die sonstigen Nachrichten, so kann man Spuren einer verwandten Anschauung auch in ihnen entdecken; aber das sind dann alles nicht verdunkelte Reste alter Überlieferung, sondern Ansätze einer neuen Erkenntnis, die mit innerem Zwang aus der Beschaffenheit der Dinge selbst sich hervorarbeiten will. So bestätigt sich in der Hauptsache doch, was Wolfs Spürsinn gefunden hatte: *Persaepe id evenit in historia, ut tralaticiae voces redarguantur factis, et ut rebus, quas nemo non pro veris habuit, longe alia consequentia sint, quam ii animadvertabant, qui illas attulerunt.*

3. Die Besinnung auf den natürlichen Zusammenhang des Geschehens führt uns weiter. Der bei Diogenes aufbewahrten Nachricht (oben S. 114 f.), Solon habe den rhapsodischen Vortrag ἐξ ὑποβολῆς für die homerischen Epen eingeführt, steht eine andere gegenüber, die das gleiche Verdienst dem Hipparch zuschreibt, mitgeteilt im pseudoplatonischen Ἱππαρχος p. 228 B: Ἱππαρχος, ὃς τὰ Ὀμήρου πρῶτος ἐκόμισεν εἰς τὴν γῆν ταυτηνὶ καὶ ἠνάγκασε τοὺς ῥαψωδοὺς Παναθηναίοις ἐξ ὑπολήψεως ἐφεξῆς αὐτὰ διέναι, ὥσπερ νῦν ἐτι οἶδε ποιοῦσιν. Man hat sich bemüht zwischen ἐξ ὑποβολῆς und ἐξ ὑπολήψεως einen Unterschied zu machen und danach jedem der beiden Männer seinen Anteil an dem Verdienste

zu geben; aber solcher »Konkordanzkritik« ist Wilamowitz (HU. 263) mit gutem Grund entgetreten. Die Worte, in welchen Diogenes (und mit ihm übereinstimmend ein Artikel bei Suidas) den Ausdruck ἐξ ὑποβολῆς umschreibt, schildern ja genau das, was sonst mit ὑπόληψις bezeichnet wird: ὅπου ὁ πρῶτος ἔληξεν ἐκεῖθεν ἄρχεσθαι τὸν ἐχόμενον. Auch der italienische Gelehrte della Seta, der vor kurzem die Frage eingehend behandelt hat, meint nur mit einer leisen Nuance die Bedeutungen unterscheiden zu können, das sachliche Zusammenfallen der Begriffe erkennt er an²⁵⁾. Die zwei im einzelnen voneinander abweichenden Notizen sind also nur verschiedene Versionen einer und derselben von alters her überkommenen Nachricht: daß für den Vortrag bei den Panathenäen gesetzliche Bestimmungen über die Reihenfolge der Stücke bestanden, die man »den Stiftern der Festordnung, wen man gerade dafür ansah, zuschrieb«. Ob Peisistratos das Fest der Panathenäen zuerst geschaffen oder nur durch Umwandlung aus älteren Gebräuchen zu neuem Glanze erhoben hat, ist unsicher; daran aber zweifelt niemand, daß er es gewesen ist, der um die Mitte des 6. Jahrhunderts diesem Feste seinen eigentümlichen und großartigen Charakter verliehen hat. Im Zusammenhange damit stand die Bestimmung, daß die homerischen Gesänge nicht in beliebiger Reihenfolge sondern in der durch den Inhalt gebotenen Ordnung vorgetragen werden sollten.

Stimmt das nicht vortrefflich zu der Nachricht, die wir bisher als richtig erkannt haben, daß eben damals die Gesänge zum ersten Mal gesammelt und aufgeschrieben worden sind? Fast möchte man glauben, daß es auch im Denken Verschiedenheiten des Geschmacks gebe; denn Wilamowitz folgert aus dem Zusammentreffen beider Angaben gerade das Entgegengesetzte: »Das kann man nicht nachdrücklich genug einschärfen, daß diese offizielle Institution eine Reihenfolge wahren soll, also eine Einheit voraussetzt. Wer auch nur einen Schluß machen kann, muß erkennen, daß die homerischen Gedichte zu der Zeit, wo diese Bestimmung erlassen ward, feste und geschlossene Form hatten, mit andern Worten, daß damals unsere Ilias und Odyssee existierten. Folglich ist die peisistratische Sammlung, an die Bentley und Wolf, Hermann und Lachmann geglaubt haben, eine bare Unmöglichkeit.« Dieses Argument hat er als das eigentlich entscheidende an den Schluß seiner Beweisführung gestellt (HU. 264), und hält noch heute daran (IH. 364). Ich habe schon früher (Literar. Zentralblatt 1885 Sp. 472) dieser »nachdrücklich eingeschärften« Logik widersprochen und wundere

25) Alessandro della Seta, »Ἐξ ὑποβολῆς εἰς ὑπόληψιν«, in »Saggi di Storia antica e di Archeologia offerti a Giulio Beloch« (Rom 1910) p. 333—351; hier in Betracht kommend p. 335

mich, daß andere, wie z. B. Ed. Meyer (GA. II § 255 Anm.), Bethe (NJb 1919, S. 1) sich ihr einfach gefügt haben²⁶). Die Art, wie Wilamowitz sich die Sache zurechtlegt, ist möglich; aber mindestens ebenso möglich die Annahme, daß jene gesetzliche Bestimmung und die schriftliche Redaktion der Gesänge gleichzeitig erfolgten. Oder, noch besser — und damit schließt sich die letzte Lücke — das Gesetz über den Vortrag wurde zuerst gegeben. Der einzelne Rhapsode bevorzugte gern diejenigen Stücke, die er besonders gut kannte oder besonders wirksam vorzutragen meinte; und jeden Vortrag rundete er ab durch Einleitung und Schluß. Anschaulich beschreibt della Seta, wie diese natürliche Tendenz dem Anschluß von Rhapsodie zu Rhapsodie entgegenwirkte²⁷). Nun gab die großartige Veranstaltung der Panathenäen den Rahmen für eine fortlaufende Reihe von Rezitationen. In die wünschte man auch äußere Verbindung und feste Ordnung zu bringen und meinte hierfür ausreichenden Anhalt zu haben in dem sachlichen Zusammenhang der Ereignisse, den alle im Bewußtsein trugen und auf den der Vortragende, so oft er neu anhub, doch immer bezugnehmen konnte: ἐνθεν ἑλὼν θ 500, ἐνθ' ἄλλοι μὲν πάντες α 111. Als dann aber zur Ausführung geschritten wurde, da zeigte sich, daß diese Hoffnung doch allzu optimistisch gewesen war. Die Liederzyklen der beiden großen Epen waren zwar sehr viel mehr als eine lose Aneinanderreihung einzelner Gedichte, aber keiner von beiden bildete ein in sich geschlossenes und abgerundetes Ganze. Eine ungefähre Ordnung war allerdings durch den Inhalt gegeben; aber wenn nun ein Rhapsode an den andern anknüpfen sollte, so gab es vielfachen Anlaß zu Zweifeln: hier und da fehlten Ver-

26) Wieder bei anderen wundere ich mich nicht. Die Erfahrung der Reitbahn, daß ein Pferd scheinbar sicher mitgeht, an der entscheidenden Stelle aber, auf die hin alle Kraft gesammelt wurde, ausbricht, hat in der Wissenschaft ihre Analogien; jedenfalls in der philologischen Wissenschaft, in der der letzte Schluß immer zugleich ein Entschluß ist. Gercke in einer Besprechung von Ludwigs »Homervulgata« (Dtsch. Lit.-Ztg. 1902 S. 995) spottet zunächst über die, welche »an die Existenz und einen zauberhaften Einfluß des attischen Staatsexemplares des Peisistratos glauben«, erklärt dann, »er selbst vermöge diese Wirkung [die attische Färbung des Textes] nur den berufsmäßigen Rhapsoden zuzuschreiben, die bei ihren öffentlichen Rezitationen wenigstens in Athen gehalten waren die ganzen Epen der Reihe nach vorzutragen« — und schließt diese Betrachtung mit dem Satze: »Einmal hat also ein namenloser Rhapsode (oder mit der Zeit eine Rhapsodenschule) einen brauchbaren Text festgestellt, schriftlich oder zunächst noch mündlich, vielleicht auf Veranlassung eines attischen Staatsmannes des 6. Jahrhunderts, sicher unter dem Einflusse jungattischer Lokaltradition.« Also ein attischer Staatsmann des 6. Jahrhunderts hat mitgewirkt: das lehrt die aufgeklärte Wissenschaft. Wer aber meint, daß dieser Staatsmann Peisistratos gewesen sei, der ist des Köhlerglaubens schuldig. 27) In der soeben zitierten Abhandlung p. 336 ff. Er glaubt, daß nur auf diesem Wege manche Lücke entstanden, eine große in sich geschlossene Dichtung schon vorher fertig gewesen sei, worin ich ihm denn freilich nicht zustimmen kann.

bindungstücke, dann wieder waren manche Szenen in doppelter Fassung vorhanden, auch über die Reihenfolge innerhalb der Hauptabschnitte konnte gestritten werden. Da entschloß sich Peisistratos, um die Durchführung der einmal erlassenen und als heilsam erkannten Maßregel möglich zu machen, zu einem weiteren Schritt: er schuf den Rhapsoden dadurch eine feste Grundlage, daß er durch Sachverständige die Gesänge sammeln und sichten, wo es nötig schien durch kleine Füllstücke ergänzen und, was das Wichtigste war, aufschreiben ließ²⁸⁾. Träger der lebendigen Überlieferung bleibt dabei immer noch das Gedächtnis; der unmittelbare Zweck war erreicht, wenn der für den Gebrauch bei den Panathenäen hergestellte Text an amtlicher Stelle verwahrt wurde und den berufenen Pflegern der epischen Rezitation zugänglich war²⁹⁾.

»Doch ich komme mir bald lächerlich vor, wenn ich noch immer die Möglichkeit gelten lasse, daß unsere Ilias in dem gegenwärtigen Zusammenhange der bedeutenderen Teile, und nicht bloß der wenigen bedeutendsten, jemals vor der Arbeit des Pisistratus gedacht worden sei«: so konnte Lachmann im Jahre 1837 schreiben (Betrachtungen S. 76). Heute sind wir weniger zuversichtlich. Zwar hat uns genaueste, oft erneute Prüfung aller in Betracht kommenden Momente in der Ansicht bestärkt, daß die peisistratische Redaktion äußerlich wohlbezeugt, durch die Beschaffenheit des Textes empfohlen, historisch durchaus verständlich ist. Eine wichtige Frage regt sich doch noch. In acht Jahrzehnten ergiebiger Forschung hat sich in den Vorstellungen vom Leben der epischen Poesie mancher Wandel vollzogen: der Glaube an Lachmanns Einzellieder ist auch für diejenigen zerstört, die entschlossen waren auf dem von dem großen Kritiker eingeschlagenen Wege weiter zu dringen; mehr und mehr hat man gelernt, in der Analyse auch auf die Keime und das Wachstum der Einheit zu achten. Wie verträgt sich damit die Annahme, daß erst zur Zeit des Peisistratos der auf uns gekommene Bestand des Epos hergestellt und niedergeschrieben worden sei? — Die Frage kann hier nur aufgeworfen werden; die Antwort muß bis zum Schlusse vorbehalten bleiben.

28) Den scheinbaren Widerspruch zwischen dem, was über Solon, und dem, was über Peisistratos berichtet wird, hat, ohne daß ich davon wußte, in eben dieser Weise Croiset zu lösen gesucht: *Histoire de la littérature grecque* I (1887) p. 416. 417. Schon viel früher war Wilhelm Müller in seiner »Homerischen Vorschule« (2. Aufl. 1836 S. 67) dieser Auffassung nahe gekommen, indem er »das solonische Gesetz als wichtigen Vorläufer der peisistratischen Zusammenstellung der Ilias und Odyssee« betrachtete. Müllers Buch, durch Vorlesungen von Wolf angeregt, aber reich an selbständigen Anschauungen, erschien zuerst 1824. 29) Vergl. Ritschl *Opusc.* I 49 f., Wilamowitz *HU.* 264; dazu oben S. 104 f.